

eXperimenta

OnlineMagazin für Literatur und Kunst

INKAS INstitut für KreAtives Schreiben www.inkas-institut.de

oktober 2011

Herausgegeben von Rüdiger Heins und Carolina Butto Zarzar



Der Schatten Gottes

MISCHA VETERE PETER H. GOGOLIN DINA RUBINA
MARTINE LOMBARD MARCO KERLER MARTIN ALEXANDER SIEBER
STEFAN KUBICKA GERLINDE HEEP ARNALDUR INDRIÖASON
NAOMI WOLF CHRIS BLOMEN-PFAFF BRIGITTE BEE
ANDREAS SCHREIBER MARTIN SCHUHMANN

EDITORIAL



Liebe eXperimenta Leserinnen und Leser,

da wurden Millionen für den Papstbesuch in Deutschland ausgegeben und weltweit sterben täglich Menschen, weil sie nichts zu Essen haben. Eine Milliarde Menschen hungern auf dieser Erde. Acht Millionen Kinder unter fünf Jahren sterben jedes Jahr an Unterernährung.

Der Papst ist wieder in Rom. „Gott sein Dank!“ Und wir diskutieren immer noch darüber, was uns dieser Besuch gebracht hat. Ich meine: „Nichts!“

Kollektiv ist unsere Nation in einen Rausch der Verdrängung autoritären Denkens gefallen. Über Fakten, die ein moderner Rechtsstaat, wie wir einer sind, bereits geschaffen hat, brauchen wir doch nicht mit einem möchte gern Staatsmann zu diskutieren. Das Mittelalter scheint wohl mit seinen „Schattenseiten“ in der Abgeschlossenheit des Vatikans noch als äußere Hülle existent zu sein. Aber sind wir einmal ehrlich: Wir haben es doch nicht nötig, den Vertreter eines „nichtdemokratischen“ und zudem durch eine Fälschung zustande gekommenen Staates, zu empfangen.

Da war ganz einfach nur ein alter Mann in Deutschland zu Besuch, der gerne merkwürdige Kleider trägt und der die Hoffnungen vieler Christen enttäuscht hat. Antworten auf brennende, die Gesellschaft bewegende Fragen wurden von ihm nicht gegeben.

Wie steht es mit den Frauen in der katholischen Kirche? Warum tun die sich in Rom so schwer, die Gleichstellung von Mann und Frau zu akzeptieren? Obwohl es doch

Paulus höchstpersönlich war, der im Brief an die Galater schrieb: " *Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus.*" (Gal, 3, 28)

Weshalb dürfen Frauen keine Priesterinnen werden? Ohne das Engagement vieler katholischer Frauen in diesem Land würde die katholische Kirche nur noch eine gesellschaftliche Randerscheinung sein. Wieso wehren sich diese Frauen nicht gegen ein patriachales System, das längst der Vergangenheit angehört? Die Gleichberechtigung der Frau ist in der katholischen Kirche noch nicht angekommen. Und dies ist nur ein Beispiel für das rückständige Denken der Kirchenführung!

Wo sind die mutigen Männer und Frauen, wo die glaubensstarken Priester, die sich dem Diktat Roms verweigern und ihr Leben einzig und allein an der Botschaft der Nächstenliebe orientieren?

Der Papst ist weg, das Geld auch und es bleibt alles so, wie es war. Vielleicht ist das ja der „Schatten Gottes“?

Viel Spaß beim Lesen der eXperimenta

Ihr Rüdiger Heins



der sHandvogel by mischa VETERE 2011

INHALT

Rüdiger Heins: Editorial	3
Inhalt	5
Impression.....	6
Dina Rubina: Hier kommt der Messias.....	7
Arnaldur Indriðason: Engelsstimme	11
Chris Blumen-Pfaff: Glück und Erfüllung.....	24
eXperimenta RadioMagazin	29
Andreas Schreiber: Vom Verhältnis zwischen Philosophie und Literatur	30
Der Klassiker: Lied 17 der „Carmina Burana“	35
mischa vetere: das bauernopfer	37
Brigitte Bee: Heute Heuspelzenpelzen	38
Peter Gogolin: Der Schatten Gottes.....	39
Reder & Antwort.....	55
Rolf Krieger`s Papststuhl	57
Martine Lombard: Kampfkunst.....	58
Das Interview: Naomi Wolf.....	65
Marco Kerler: Off Road.....	68
Martin Alexander Sieber: Einschlafen.....	69
Preise und Stipendien	71
Impressum	73

IMPRESSION



Foto: Rüdiger Heins 2011

Dina Rubina

Hier kommt der Messias

Sie tauchte immer langsam in diese Stadt ein, so wie sie gewöhnlich ins Meer stieg, mit Knöcheln, Knien und Brust die auf sie eindringende, sie umfangende Kompaktheit dieser Luft überwindend. Und jedes Mal versuchte sie, mit angehaltenem Atem tiefer in seine Wasser einzudringen...

In dieser Stadt, die in den tiefen Wassern der Ewigkeit ruht, sich tausendfach in den Schichten des über ihr schwimmenden Himmels widerspiegelt, eines Himmels, der die Leben aller Menschen, die je hier gelebt hatten, in sich aufgenommen hat und sie vielmals zurückgibt, in dieser Stadt, die frei ist und sämtlichen Eroberern der Welt aus den Fingern gleitet, in dieser Furcht gebietenden und fröhlichen Stadt stirbt man nicht für immer. Sobald man auch nur einen Augenblick in der Ewigkeit geschlummert hat, schlägt man die Augen wieder auf und sieht, wie vor dem Herrgott voller Inbrunst der Maschiach tanzt, ein schöner Mann aus dem Hause Davids.

Sie schlenderte die Jaffa-Straße entlang, die in jenem Abschnitt, wo sie, sich krümmend zum Machane-Jehuda-Markt führt, eng und unbequem ist, drängte sich an den alten, bis auf den Gehsteig ausufernden Marktständen und Werkstätten vorbei, zur Seite gedrückt, um einem ihr entgegenkommenden alten Orthodoxen auszuweichen.

Sie bummelte gern durch die engen Marktgassen. Dort konnte man immer wieder auf Überraschungen stoßen, und das schätzte sie mehr als alles auf der Welt.

Heute hatte sie in einem Geschäft für Haushaltswaren, das in den Tiefen der Agrippas-Straße von einem äußerst streng aussehenden Ultraorthodoxen geführt wurde – die langen grauen Pejes hatte er um die Bügel seiner Brille gewickelt - eine weiße Porzellantasse ausfindig gemacht. Sie trug die Aufschrift: "Oralsex ist eine zwielichtige, einsame und undankbare Angelegenheit, doch irgendjemand muss es ja schließlich tun..."

Bemüht vor dem Ladeninhaber ihre Begeisterung zu verbergen, zahlte sie für die Tasse mit der subtilen Aufschrift fünf Schekel, konnte sich dann aber doch nicht beherrschen und fragte den Alten freundlich: "Kannst du eigentlich Englisch?"

Er reagierte nicht. Offenbar war er aus dem Stadtteil Mea Shearim, wo man im Alltag nicht Hebräisch spricht, gilt das doch als Entweihung der heiligen Sprache. So

stellte ihm Sjama dieselbe Frage noch einmal auf Jiddisch. Der Alte wunderte sich nicht im Geringsten.

"Sollen die Goim doch lesen, was sie wollen", antwortete er mit der Würde eines Kohen...

Und wieder einmal wurde ihr Herz gerührt - sie war überhaupt leicht zu rühren, sei es von plötzlicher Zärtlichkeit, von zutraulicher Dummheit, von einfältiger Unhöflichkeit, von Unaufrichtigkeit, von einem idiotischen Witz (ihrem Wesen nach war sie überhaupt eine mitfühlende Beobachterin) - von Zärtlichkeit zu diesem alten Jerusalemer Juden, dem Spross des religiösen Viertels Mea Schearim, der seine schwere Parnosse durch den Verkauf unanständiger Tassen verdiente.

Genauso hatte sie einige Tage nach ihrer Ankunft eine heiße Woge wahren Glücks überflutet. Im Autobus Nummer sechsdreißig hatte sie einen Jungen erblickt. Er war sehr klein, schwächling und nicht nur einfach unschön, nein, er war von umwerfender, geradezu filmreifer Hässlichkeit. Wie eine Karikatur. Der Kleidung nach zu urteilen war er bereits dreizehn (also volljährig): Schwarzer Kaftan, schwarze Hosen und vor allem ein breitkrempiger schwarzer Hut - der Knabe war Schüler einer ultraorthodoxen Jeschiwa. Wie gesagt - er war unwahrscheinlich hässlich.

Vor ihrer Abreise aus Moskau klebten an sämtlichen Bushaltestellen des Stadtbezirks, in dem Sjamas Familie wohnte, Zettel irgendeiner patriotischen Vereinigung. Auf einem dieser Zettel sah man Satan in Gestalt eines jüdischen Knaben in der typischen Stedtl-Tracht des neunzehnten Jahrhunderts (dort, an der Moskauer Bushaltestelle, war ihr dieser Aufzug wie das Attribut längstvergangener Zeiten vorgekommen; für ihr Jerusalemer Auge dagegen gab es nichts Alltäglicheres als eben dies). Ein Fuß des Knaben im schwarzen Schuh war vorgestreckt, den anderen hielt er irgendwie verschlagen zurückgestellt, und dies war, o Graus, der haarige Huf des Teufels. Seinen ganzen leidenschaftlich lodernden Hass hatte der Maler in die Darstellung einer typisch jüdischen Physiognomie gelegt, die er sich folgendermaßen vorstellte: Lange Hakennase, niedrige Stirn, fliehendes Kinn, kleine schielende Äuglein... mit einem Wort, eine Witzfigur.

Wie gesagt. Ein Junge in eben diesem Aufzug, mit eben diesem Gesicht, das Scheusal aus dem antisemitischen Witz, saß da vor Sjama, im Jerusalemer Autobus Nummer sechsdreißig, der auf der Strecke Ramot - Zentrum verkehrt. Sie lugte sogar unter den Sitz, ob dort nicht doch ein Huf versteckt sei. Einen Huf machte sie nicht ausfindig, sein Bein jedoch in dem ärmlichen, schwarzen, unverhältnismäßig großen, herunter getretenen Schuh hielt der Junge über das andere Bein geschlagen und wippte mit ihm höchst lässig hin und her. Auf seinen Knien lag ein aufgeschlagenes Taschengebetbuch, er murmelte ein Gebet und sein Hut schaukelte im Takt der Autobusbewegungen.

Von solchem Frieden war dieses unansehnliche, rothaarige, schwächliche Wesen erfüllt, eine so unbekümmerte Würde atmeten sämtliche seiner Bewegungen - Bewegungen eines Menschen, der keine Erniedrigungen kennt - dass Sjama in diesem Augenblick spürte, wie sich ihr Herzmuskel mit aller Kraft zusammenzog: Vor Glück. Vor großem Glück bei dem Gedanken, dass dieser Junge hier zur Welt gekommen war und dass er hier lebt.

"Du hast recht", sagte sie zu dem alten Mann. "Sollen die Goim doch lesen, was sie wollen. Wickel mir diese köstliche Tasse ein."

Mit freundlicher Genehmigung Verlag Volk und Welt, Berlin 2001

Aus dem Russischen von Vera Bischitzky



Foto: Rüdiger Heins

Dina Rubina wurde 1953 in Taschkent in der damaligen UdSSR geboren. Ihr Vater war Maler, ihre Mutter Geschichtslehrerin. Sie absolvierte die Musikschule und lehrte am Konservatorium ehe sie nach Moskau ging. Kurz vor dem Zerfall der Sowjetunion emigrierte die bekennende Jüdin 1990 nach Israel. Dort lebt sie mit ihrem Mann, dem Maler Boris Karafelov, in der Gegend von Jerusalem. www.dinarubina.com und www.karafelov.com

Hier kommt der Messias

Aus der ehemaligen Sowjetunion kommende Juden bilden heute eine starke Minderheit in Israel. Sie besitzen eigene Verlage, Fernsehsender und Radiostationen. Doch obwohl sie überwiegend gut ausgebildet sind, fühlen sie sich kaum anerkannt. Zudem leiden einige von ihnen unter dem Heimweh nach Mütterchen Russland.

Aus dem Blickwinkel der Journalistin Sjama erzählt Dina Rubina mit Einfühlungsvermögen und einer gehörigen Prise jüdischen Humors von dem Leben dieser Menschen. Russische Kultur, jüdische Geschichte und jüdischer Glaube bringen wohl einen ganz besonderen Menschenschlag hervor. Absurde Episoden reihen sich aneinander und ergeben ein ganz ungewohntes Bild des „Gelobten Landes“. Doch trotz aller Schwierigkeiten, auf die ihre Protagonisten stoßen, sind sie sich diese doch in einem Punkt völlig sicher: Israel ist ihre Heimat und sie gehören dort hin. Die abgedruckte Episode macht klar, warum dem so ist.

Übersetzt wurde dieses Meisterwerk von Vera Bischitzky, die sich schon seit langem einen Namen als Übersetzerin russischer Literatur gemacht hat. In jüngster Zeit fand ihre Neuübertragung der „Toten Seelen“ von Gogol in Fachkreisen große Beachtung und wurde mit viel Lob bedacht.

Joachim Mols

Arnaldur Indriðason



ragna skriduklaustur by mischa vetere 2011, foto r heins

ENGELSSTIMME

EIN ISLAND KRIMI

Aus dem Isländischen von Coletta Bürling

Vorbemerkung

In Island duzt heutzutage jeder jeden. Man redet sich nur mit dem Vornamen an.

Dies wurde bei der Übersetzung beibehalten. Namen, Personen und Begebenheiten in diesem Roman sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind nicht beabsichtigt und rein zufällig.

Endlich war der Augenblick gekommen. Der Vorhang ging hoch, der Saal lag vor ihm. Es war ein wunderbares Gefühl, von all diesen Leuten angeblickt zu werden, und seine Schüchternheit verflieg im Nu. Er sah einige seiner Schulkameraden und Lehrer, und sogar der Rektor war anwesend, der ihm wohlwollend zuzunicken schien. Aber sonst kannte er nur wenige. All diese Leute hatten sich eingefunden, um

ihn zu hören, seine schöne Stimme zu hören, die auch im Ausland bereits Aufsehen erregt hatte.

Das Summen im Saal verstummte allmählich, und aller Augen waren in schweigender Erwartung auf ihn gerichtet. Er sah seinen Vater in der Mitte der ersten Reihe mit übereinandergeschlagenen Beinen sitzen, sah seine dicke, schwarze Hornbrille und auf dem Knie den Hut liegen. Er sah, dass er das Opernglas auf ihn gerichtet hatte und ihm aufmunternd zulächelte, das hier war für sie beide die große Stunde in ihrem Leben. Von jetzt an würde nichts mehr so sein wie früher.

Der Chordirigent hob die Hände. Schweigen senkte sich über den Saal. Und er begann zu singen, mit dieser reinen, schönen Stimme, von der sein Vater sagte, es sei eine Engelsstimme.



Foto: Gerlinde Heep

Erster Tag

Eins

Elínborg wartete im Hotel auf sie.

Ein großer Weihnachtsbaum stand im Foyer, und die Halle war mit Tannenzweigen und glitzernden Kugeln weihnachtlich geschmückt. *Holder Knabe im lockigen Haar* erklang aus einer unsichtbaren Lautsprecheranlage. Große Reisebusse standen vor dem Eingang, und die Menschen strömten in die Rezeption. Ausländer, die Weihnachten und Neujahr in Island verbringen wollten, weil in ihren Augen Island Abenteuer und Spannung versprach. Sie waren gerade erst gelandet, aber trotzdem hatten sich einige bereits die typischen Islandpullover gekauft. Man trug sich eifrig als Gast in diesem fremden Winterland ein. Erlendur klopfte sich den nassen Schnee vom Mantel. Sigurður Óli ließ die Blicke über das Foyer schweifen und entdeckte Elínborg bei den Aufzügen. Er stieß Erlendur an, und sie gingen zu ihr hinüber. Sie hatte den Schauplatz bereits in Augenschein genommen. Die Polizisten, die zuerst eingetroffen waren, hatten dafür gesorgt, dass nichts angerührt wurde. Der Hotelmanager bat händeringend darum, nicht überzureagieren. Das Wort hatte er verwendet, als er anrief. Dies war ein Hotel, und Hotels lebten von ihrer Reputation, und er bat sie, Rücksicht darauf zu nehmen. Deswegen gab es draußen keine Sirenen, und es gab auch keine uniformierten Polizisten, die durch die Halle stürmten und Leute anrampelten. Der Hotelmanager erklärte, dass die Gäste des Hotels unter gar keinen Umständen in irgendeiner Weise beunruhigt werden dürften. Island durfte nicht zu spannend und abenteuerlich sein. Jetzt stand der Hotelmanager an der Seite von Elínborg und gab Erlendur und Sigurður Óli die Hand. Der Mann war so fett, dass er kaum in seinen Anzug passte. Das Jackett war über dem Bauch mit einem Knopf zugeknöpft, der sicher nicht mehr lange halten würde. Der Hosenbund verschwand unter dem enormen Bauch, der aus dem Jackett quoll, und der Mann schwitzte so stark, dass er das große, weiße Taschentuch, mit dem er sich in regelmäßigen Abständen Stirn und Nacken abwischte, kaum wegstecken konnte. Der weiße Hemdkragen war schon schweißnass. Erlendur drückte seine feuchte Hand. »Vielen Dank«, erklärte der Hotelmanager und blies vor lauter Besorgnis wie ein Wal. Er hatte das Hotel fast zwanzig Jahre lang geleitet, aber so etwas war ihm noch nie untergekommen. »Und das mitten im Weihnachtsbetrieb«, stöhnte er. »Ich begreife nicht, wie so etwas passieren kann. Wie kann so etwas passieren?«, wiederholte er, und ihnen entging nicht, dass ihn die Situation völlig überforderte. »Ist er unten oder oben?«, fragte Erlendur. »Unten oder oben?«, schnaufte der fette Hotelmanager. »Meinst du etwa, ob er zum Himmel gefahren ist?« »Tja«, sagte Erlendur. »Das müssen wir wohl unbedingt in Erfahrung bringen.« »Nehmen wir den Aufzug nach oben?«, fragte Sigurður Óli. »Nein«, erwiderte der Hotelmanager, der sich auf den Arm genommen fühlte und Erlendur anstarrte. »Er ist hier unten im Keller. Hat da ein kleines Zimmer. Wir haben ihn nicht rauswerfen mögen. Und das ist dann der Dank dafür.« »Warum wolltet ihr ihn denn rauswerfen?«, fragte Elínborg. Der Hotelmanager sah sie an, ohne zu antworten. Sie begaben sich langsam auf der Treppe neben dem Aufzug nach unten. Der Hotelmanager ging voran. Sogar treppabwärts waren die Stufen eine Anstrengung für ihn, und Erlendur überlegte, wie er da

wohl wieder hochkommen würde. Sie hatten sich damit einverstanden erklärt, möglichst rücksichtsvoll vorzugehen, nur Erlendur hatte nichts gesagt. Sie wollten wenigstens versuchen, so diskret wie möglich zu arbeiten. Drei Polizeiautos und ein Krankenwagen standen hinter dem Hotel. Polizei und Krankenwagenbesatzung waren zum Hintereingang hereingekommen. Der Amtsarzt war unterwegs. Er würde den Totenschein ausstellen und den Leichenwagen anfordern. Sie gingen einen langen Gang entlang, Schritt für Schritt hinter dem schnaufenden Wal her. Uniformierte Polizisten grüßten sie. Je weiter sie nach hinten kamen, desto dunkler wurde der Gang, weil die Birnen an der Decke den Geist aufgegeben hatten und sich offenbar niemand die Mühe gemacht hatte, sie auszuwechseln. Schließlich kamen sie in der Finsternis an eine Tür, die halb offen stand und den Blick in einen kleinen Raum freigab. Der glich eher einer Abstellkammer als einer menschlichen Behausung, aber enthielt immerhin ein schmales Bett und einen kleinen Schreibtisch. Auf den dreckigen Fliesen lag ein abgewetzter Bettvorleger, oben, knapp unterhalb der Decke, war ein kleines Fenster. Der Mann saß mit dem Rücken an die Wand gelehnt im Bett. Er trug ein knallrotes Weihnachtsmannkostüm mit entsprechender Mütze, die ihm ins Gesicht gerutscht war. Der weiße Weihnachtsmann-Rauschbart verdeckte den Rest des Gesichts. Die Schnalle des breiten Gürtels war über dem Bauch gelöst worden, und die Jacke war aufgeknöpft. Darunter trug er nichts weiter als ein weißes Unterhemd. Über dem Herzen war eine tödliche Stichwunde. Am Bauch waren noch weitere Verletzungen, aber der Stich ins Herz war der tödliche gewesen.



Foto: Gerlinde Heep

Seine Hände wiesen ebenfalls Stichwunden auf, als hätte er versucht, den Angriff abzuwehren. Die Hosen waren heruntergelassen. An seinem Glied hing ein Kondom. »Morgen kommt der Weihnachtsmann«, trällerte Sigurður Óli und schaute auf die Leiche hinunter. Elínborg brachte ihn mit einem »Psst« zum Schweigen. Im Zimmer gab es noch einen kleinen Kleiderschrank. Der stand offen, und man sah zusammengefaltete Hosen und Pullover, gebügelte Hemden und Socken. Die Livree hing auf einem Bügel, dunkelblau mit goldenen Epauletten und glänzenden Messingknöpfen. Neben dem Schrank standen blank geputzte Lederschuhe. Zeitungen und Zeitschriften stapelten sich auf dem Fußboden. Neben dem schmalen Bett stand ein Nachttisch mit einer Lampe. Auf dem Nachttisch lag ein Buch: *A History of the Vienna Boys' Choir*. »Hat dieser Mann hier gewohnt?«, fragte Erlendur und blickte sich um. Elínborg und er hatten sich in das Zimmer hineingezwängt, Sigurður Óli und der Hotelmanager standen draußen. Für alle war drinnen kein Platz. »Wir haben ihm

gestattet, sich hier einzurichten«, sagte der Hotelmanager verlegen und wischte sich erneut den Schweiß von der Stirn. »Er arbeitete schon seit langem bei uns, war schon da, als ich kam. Er war Portier.« »Stand die Tür offen, als man ihn gefunden hat?«, fragte Sigurður Óli und versuchte amtlich zu klingen, um den Ausrutscher von vorhin wieder wettzumachen. »Ich habe sie gebeten, auf euch zu warten«, erklärte der Hotelmanager. »Das Mädchen, das ihn gefunden hat. Sie ist in der Kantine für die Hotelangestellten. Das arme Ding steht unter Schock, das könnt ihr euch sicher vorstellen.«

Der Hotelmanager vermied es, in das Zimmer zu blicken. Erlendur trat zu der Leiche und untersuchte die Herzwunde. Er konnte sich nicht vorstellen, mit was für einem Messer der Mann getötet worden war. Er blickte hoch. Über dem Bett hing ein altes, vergilbtes Kinoplatat mit Shirley Temple, das an den Ecken mit Tesafilm angeklebt worden war. Erlendur kannte den Film nicht. Er hieß *The Little Princess*. Das Plakat war der einzige Schmuck, den es im Zimmer gab. »Wer ist denn das?«, fragte Sigurður Óli, der an der Tür stand und das Plakat betrachtete. »Das steht doch da«, sagte Erlendur. »Shirley Temple.« »Wer war das noch? Lebt sie noch?« »Wer war Shirley Temple?«, wiederholte Elínborg. »Weißt du wirklich nicht, wer sie war? Du hast doch angeblich in Amerika studiert.« »War sie ein Hollywoodstar?«, fragte Sigurður Óli und schaute immer noch auf das Plakat. »Sie war ein Kinderstar«, sagte Erlendur mürrisch. »So gesehen ist sie also schon lange tot, ob sie nun noch am Leben ist oder nicht.« »Aha«, gab Sigurður Óli von sich, der mit dem Gesagten rein gar nichts anzufangen wusste. »Ein Kinderstar«, sagte Elínborg. »Wenn ich mich nicht täusche, lebt sie noch. Ich erinnere mich nicht so genau. Ich glaube, sie arbeitet im Auftrag der Vereinten Nationen.« Erlendur fiel auf, dass es keine weiteren persönlichen Gegenstände in dem Zimmer gab.



Foto: Gerlinde Heep

Er sah sich um, nirgends ein Buchregal oder CD's, kein Computer, kein Radio und kein Fernseher. Nur ein Schreibtisch, ein Stuhl neben dem Bett und eben das Bett mit einem zerwühlten Kopfkissen und einem schmutzigen Bettbezug. Der winzige Raum erinnerte ihn

an eine Gefängniszelle. Er trat auf den Gang hinaus und spähte in die Dunkelheit. Er glaubte, einen schwachen Rauchgeruch wahrzunehmen, so als hätte jemand mit Streichhölzern herumhantiert, um sich Licht zu verschaffen. Was gibt es da hinten sonst noch?«, wandte er sich an den Hotelmanager. »Nichts«, erwiderte der und schaute zur Decke. »Nur das Ende des Gangs. Da fehlen ein paar Birnen, ich lass das in Ordnung bringen.« »Wie lange hat der Mann hier gelebt?«, fragte Erlendur und ging in das Zimmer zurück. »Ich weiß es nicht, das war vor meiner Zeit.« »War er schon hier, als du Hotelmanager wurdest?« »Ja.« »Willst du mir damit sagen, dass er in diesem Kabuff mehr als zwanzig Jahre gelebt hat?« »Ja.« Elínborg betrachtete das Kondom. »Auf jeden Fall hat er sich an Safersex gehalten«, erklärte sie. »Nicht safe genug«, meinte Sigurður Óli. In diesem Augenblick erschien der Amtsarzt im Gefolge eines Hotelangestellten, der sofort wieder Richtung Treppe verschwand. Der Arzt war ziemlich korpulent, konnte es aber keinesfalls mit dem Hotelmanager aufnehmen. Als er sich in das Zimmer zwängte, wurde es Elínborg zu eng und sie schlüpfte rasch hinaus. »Hallo Erlendur«, sagte der Amtsarzt. »Na, was meinst du dazu?«, fragte Erlendur. »Herzstillstand? Aber ich muss mir das noch näher anschauen«, erklärte der Amtsarzt, der für seinen merkwürdigen Humor bekannt war. Erlendur schaute Elínborg und Sigurður Óli an, die breit grinsten. »Hast du eine Ahnung, wann das passiert sein könnte?«, fragte Erlendur. »Lange kann es nicht her sein. Irgendwann in den letzten zwei Stunden. Er ist noch warm. Was ist mit den Rentieren, habt ihr die auch gefunden?« Erlendur stöhnte. Der Amtsarzt nahm die eine Hand von der Leiche. »Ich stelle euch den Wisch aus«, sagte der Arzt. »Ihr schickt ihn dann ins Leichenschauhaus, und die öffnen ihn da. Ich habe gehört, dass ein Orgasmus Ähnlichkeit mit dem Sterben haben soll«, fügte er hinzu und schaute auf die Leiche herunter. »Er hat's also doppelt bekommen.« »Doppelt bekommen?« Erlendur begriff ihn nicht. »Einen doppelten Orgasmus«, sagte der Arzt. »Ihr fotografiert das alles, nicht wahr?« »Natürlich«, sagte Erlendur. »Die Fotos werden sich prima in seinem Familienalbum machen.« »Ich habe nicht den Eindruck, dass er Familie hat«, entgegnete Erlendur und blickte sich um. »Bist du dann einstweilen fertig?«, fragte er, langsam hatte er genug von dieser Art von Humor. Der Amtsarzt nickte, zwängte sich wieder auf den Gang und verschwand. »Müssen wir nicht das Hotel schließen?«, fragte Elínborg und sah, wie der Hotelmanager nach Luft schnappte. »Damit hier niemand raus- oder reinkommen kann. Alle Gäste verhören und alle Angestellten? Den Flugplatz dichtmachen. Den internationalen Schiffsverkehr ...« »Um Himmels willen«, stöhnte der Hotelmanager, knüllte sein Taschentuch zusammen und schaute beschwörend auf Erlendur. »Das ist doch bloß ein Portier!«



Foto: PuMa 2011



Foto: Gerlinde Heep

Maria und Josef hätten hier nie eine Herberge bekommen, dachte Erlendur. »Diese ... diese ekelhafte Angelegenheit hat nichts mit meinen Gästen zu tun«, rief der Hotelmanager und bekam vor Empörung kaum Luft. »Das sind zum größten Teil ausländische Touristen oder Isländer aus anderen Landesteilen, vermögende Leute, die Reedereien und dergleichen besitzen. Keiner von denen hat irgendwas mit diesem Portier zu tun. Keiner! Dies ist das zweitgrößte Hotel in Reykjavík, und über die Feiertage ist es voll bis unters Dach. Ihr könnt mir hier nicht dichtmachen! Das könnt ihr einfach nicht machen!« »Wir könnten schon, aber wir werden es nicht tun«, sagte Erlendur beschwichtigend. »Wir müssen vielleicht den einen oder anderen Hotelgast vernehmen und den größten Teil des Personals, denke ich.« »Gott sei Dank«, stöhnte der Hotelmanager und schien sich wieder zu beruhigen. »Wie hieß der Mann?« »Guðlaugur«, sagte der Hotelmanager. »Ich glaube, er ist so um die fünfzig. Und du hast wohl Recht, was seine Familie angeht. Ich glaube, er hat keine.« »Wer hat ihn hier besucht?« »Ich habe keine Ahnung«, schnaufte der Hotelmanager. »Ist hier im Hotel vielleicht irgendetwas Ungewöhnliches vorgefallen, was mit diesem Mann in Verbindung stand?« »Nein.« »Diebstahl?« »Nein, hier ist gar nichts vorgefallen.« »Beschwerden?« »Nein.« »Er war nicht in irgendwas verwickelt, was das hier erklären könnte?« »Nicht, dass ich wüsste.« »Gibt es jemanden im Hotel, mit dem er nicht gut auskam?« »Mir ist nichts dergleichen bekannt.« »Vielleicht außerhalb des Hotels?« »Ich weiß von nichts, aber ich kenne ihn auch nicht besonders gut. Kannte ...«, korrigierte sich der Hotelmanager. »Nicht einmal nach zwanzig Jahren?« »Nein, eigentlich nicht. Er hatte nicht viel für andere Menschen übrig, glaube ich. Er lebte ziemlich für sich.« »Glaubst du, dass ein Hotel der richtige Ort für solche Menschen ist?« »Ich? Ich weiß nicht. Er war immer äußerst höflich, und es hat sich nie jemand über ihn beschwert. So gesehen.« »So gesehen?« »Nein, es hat sich nie jemand über ihn beschwert. Er war im Grunde genommen ganz gut in seinem Job.« »Wo ist die Kantine, von der du gesprochen hast?«, fragte Erlendur. »Ich bringe dich hin.« Der Hotelmanager wischte sich den Schweiß von der Stirn und war offensichtlich erleichtert,

dass sie das Hotel nicht schließen wollten. »Hat er häufig Besuch gehabt?« »Was?«, sagte der Hotelmanager. »Besuch«, wiederholte Erlendur. »Hier muss doch jemand bei ihm gewesen sein, den er gekannt hat. Hast du nicht den Eindruck?« Der Hotelmanager schaute auf die Leiche, und sein Blick blieb an dem Kondom hängen. »Ich habe keine Ahnung, was er für Freundinnen hatte.« »Du weißt nicht gerade viel über diesen Mann«, sagte Erlendur. »Er ist Portier hier«, sagte der Hotelmanager. Er war offensichtlich der Meinung, dass Erlendur sich mit dieser Erklärung zufrieden geben könnte. Sie verließen den Raum. Die Leute von der Spurensicherung rückten mit ihren Geräten und Apparaten an, und ihnen folgten weitere Polizisten. Es war nicht ganz einfach, sich an dem Hotelmanager vorbei zu zwängen. Erlendur trug ihnen auf, auch den Gang und die dunkle Ecke hinter dem Zimmer genau zu untersuchen. Sigurður Óli und Elínborg blieben noch kurz in dem Raum stehen und betrachteten die Leiche. »Also ich möchte nicht so gefunden werden«, sagte Sigurður Óli. »Ihn juckt das doch nicht mehr«, erwiderte Elínborg. »Nee, wahrscheinlich nicht«, sagte Sigurður Óli. »Ist da was drin?«, fragte Elínborg und zog eine kleine Tüte mit Erdnüssen hervor. Sie hatte immer etwas zu knabbern in der Tasche. Sigurður Óli hielt das für ein Zeichen von Nervosität. »Was drin?«, fragte er. Sie nickte in Richtung der Leiche. Sigurður Óli schaute sie einen Augenblick an und begriff dann, worauf sie hinauswollte. Er zögerte etwas, kniete sich dann aber hin und beäugte das Kondom. »Nein«, sagte er. »Nichts. Das Ding ist leer.« »Die hat ihn dann umgebracht, bevor er seinen Orgasmus hatte«, sagte Elínborg. »Der Arzt glaubte ...« »Die?«, echote Sigurður Óli. »Ja, liegt das nicht auf der Hand?«, sagte Elínborg und stopfte sich eine Hand voll Erdnüsse in den Mund. Sie hielt Sigurður Óli die Tüte hin, der aber dankend ablehnte. »Kommt dir das Ganze nicht irgendwie nützig vor? Er ist hier mit einer Frau zusammen gewesen«, erklärte sie. »Oder?« »Das ist die nahe-liegendste Erklärung«, sagte Sigurður Óli und erhob sich. »Du glaubst aber nicht daran?«, fragte Elínborg. »Ich weiß es nicht. Ich habe keinen blassen Schimmer.«



Foto: Gerlinde Heep

Die Kantine für die Angestellten hatte wenig mit dem prunkvollen Foyer und den elegant eingerichteten Zimmern des Hotels gemeinsam. Es gab keinen Weihnachtsschmuck, keine Weihnachtsmusik, nur ein paar schäbige Küchentische und Stühle, Linoleum auf dem Fußboden, das an einer Stelle gerissen war, und in einer Ecke befand sich eine kleine KÜcheneinheit mit Schränken, Kaffeemaschine und Kühlschrank. Es sah so aus, als ob hier nie sauber gemacht würde. Die Tische, auf denen überall dreckige Tassen herumstanden, waren übersät mit Kaffeeflecken. Die betagte Kaffeemaschine lief und rülpste Wasser in den Filter. Einige Angestellte des Hotels standen im Halbkreis um das junge Mädchen herum, das die Leiche gefunden hatte und immer noch unter Schock stand. Sie hatte geweint und das schwarze Mascara war verlaufen. Sie schaute hoch, als Erlendur und der Hotelmanager hereinkamen. »Da ist sie«, sagte der Hotelmanager, als trüge sie die Schuld daran, dass der Weihnachtsfrieden gestört worden war. Er scheuchte die anderen weg. Erlendur schob ihn ebenfalls hinaus und erklärte, er müsse in Ruhe mit dem Mädchen reden. Der Hotelmanager blickte ihn verwundert an, widersprach aber nicht, sondern murmelte, dass er genug zu tun hätte. Erlendur schloss die Tür hinter ihm. Das Mädchen versuchte, das Mascara von den Wangen zu wischen und schaute Erlendur an, verunsichert, was sie jetzt erwartete. Erlendur lächelte, zog einen Stuhl heran und setzte sich ihr gegenüber. Das Mädchen war im gleichen Alter wie seine Tochter, etwas über zwanzig, nervös und immer noch verschreckt durch das, was sie gesehen hatte. Sie war schlank, hatte schwarze Haare und trug die typische Zimmermädchenuniform, einen hellblauen Kittel. Auf der Brusttasche befand sich ein Namensschild. Ösp. Eine Espe. »Arbeitest du schon lange hier?«, fragte Erlendur. »Fast ein Jahr«, sagte Ösp leise und blickte ihn an. Er schien ihr nichts tun zu wollen. Sie zog die Nase hoch und richtete sich auf ihrem Stuhl auf. Es hatte sie offenbar sehr mitgenommen, die Leiche zu entdecken. Ein Schauer durchfuhr sie. Der Name passt gut, dachte Erlendur bei sich. Sie zittert wie Espenlaub. »Macht es dir Spaß, hier zu arbeiten?«, fragte Erlendur. »Nein«, erwiderte sie. »Und warum bist du dann hier?« »Irgendwo muss man ja schließlich arbeiten.« »Was ist denn so schlecht an diesem Job?« Sie schaute ihn an, als läge die Antwort auf diese Frage auf der Hand. »Ich überziehe die Betten. Putze die Klos. Sauge Staub. Trotzdem besser als im Bonus-Billigmarkt zu arbeiten.« »Und die Leute?« »Der Hotelmanager ist ein Arsch.« »Kommt mir so vor wie ein Hydrant, der leckt«, sagte Erlendur. Ösp lächelte. »Und einige Gäste glauben, dass man hier arbeitet, damit sie einen betatschen können.« »Warum bist du in den Keller gegangen?«, fragte Erlendur. »Um den Weihnachtsmann zu holen. Die Kinder warteten auf ihn.« »Die Kinder?« »Auf der Weihnachtsfeier. Wir haben eine Weihnachtsfeier für die Hotelangestellten. Für ihre Kinder und auch für die Kinder von Hotelgästen, und er sollte den Weihnachtsmann spielen. Als er sich nicht blicken ließ, wurde ich losgeschickt, um ihn zu holen.« »Das muss sehr unangenehm gewesen sein.« »Ich habe noch nie eine Leiche gesehen. Und dann das Kondom ...« Ösp versuchte, das Bild zu verdrängen. »Hatte er Freundinnen hier im Hotel?« »Nicht, dass ich wüsste.« »Weißt du, ob er mit anderen Personen außerhalb des Hotels in Verbindung stand?« »Ich weiß überhaupt nichts über diesen Mann, und ich hab mehr von ihm gesehen, wie mir lieb war.« »Als«, korrigierte Erlendur. »Was?« »Es heißt mehr als und nicht mehr wie.« Sie schaute ihn mitleidig an. »Findest du, dass das eine Rolle spielt?« »Ja«, sagte Erlendur. Sie schüttelte den Kopf und war mit ihren Gedanken weit weg. »Du

weiß also nicht, ob er irgendwelchen Besuch hatte?«, fragte Erlendur, um das Thema Grammatik zu beenden. Im Geiste sah er ein Therapiecenter vor sich, wo deprimierte Als-Wie-Patienten in Bademänteln und Filzpantoffeln durch die Gänge schlurften und therapiert werden wollten. »Nein«, sagte Ösp. »Stand die Tür offen, als du kamst?« Ösp überlegte einen Augenblick. »Nein, ich hab sie aufgemacht. Ich hab angeklopft, und als keine Antwort kam und ich schon fast wieder gehen wollte, fiel mir ein, die Klinke auszuprobieren. Ich dachte eigentlich, dass abgeschlossen wäre, aber sie ging auf, und da saß er halb nackt und mit dem Kondom ...« »Wieso hast du geglaubt, dass abgeschlossen wäre?«, beeilte sich Erlendur einzuwerfen. »Bloß so. Ich wusste, dass das sein Zimmer war.« »Bist du irgendjemandem begegnet, als du nach unten gingst?« »Nein, niemandem.« »Er war also eigentlich bereit für die Weihnachtsfeier, aber dann ist jemand gekommen und hat ihn abgelenkt. Er hatte ja schon das Weihnachtsmannkostüm an.« Ösp zuckte mit den Achseln. »Wer hat bei ihm die Bettwäsche gewechselt?« »Wie meinst du das?« »Die Bettwäsche. Die ist schon lange nicht mehr gewechselt worden.« »Ich weiß nicht. Bestimmt er selber.« »Es muss ein ziemlicher Schock für dich gewesen sein.« »Der Anblick war ekelhaft«, sagte Ösp. »Ich weiß«, sagte Erlendur. »Versuch irgendwie, das Ganze so schnell wie möglich zu vergessen. Wenn du kannst. War er gut als Weihnachtsmann?« Das Mädchen schaute ihn an. »War er?« »Ich glaube nicht an Weihnachtsmänner.«

Die Frau, die die Weihnachtsfeier arrangiert hatte, war adrett gekleidet, klein und um die dreißig, vermutete Erlendur. Sie stellte sich als Marketing- und PR-Beauftragte des Hotels vor, und Erlendur hatte keine Lust, sie über ihren Job zu befragen; fast alle, die man heutzutage traf, waren irgendwas mit Marketing. Sie hatte ein Büro im Erdgeschoss, wo Erlendur sie am Telefon vorgefunden hatte.

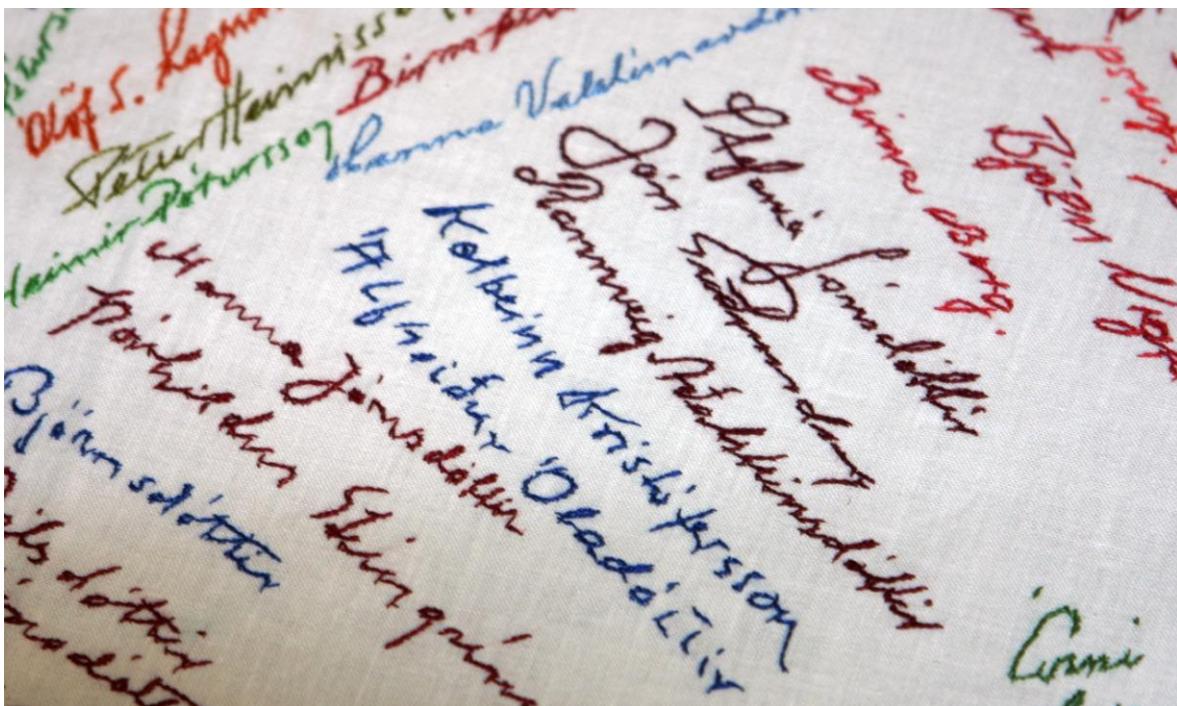


Foto: Rüdiger Heins

Die Medien hatten Witterung davon bekommen, dass in dem Hotel etwas nicht stimmte, und Erlendur vermutete, dass sein Gegenüber gerade dabei war, einem Journalisten irgendeine Geschichte aufzutischen. Das Gespräch endete sehr abrupt. Die Frau wimmelte den Anrufer ab und erklärte kategorisch, dass er sich auf keinen Fall auf sie beziehen dürfe. Erlendur nannte seinen Namen und schüttelte ihre kühle Hand. Er fragte, wann sie zuletzt mit, ähem, mit dem Mann im Keller gesprochen hätte. Er wusste nicht, ob er ihn ›den Portier‹ nennen sollte – oder ›den Weihnachtsmann‹, den Namen des Mannes hatte er vergessen. ›Weihnachtsmann‹ fand er eigentlich unpassend. Wenn schon, dann war Sigurður Óli hier der Weihnachtsmann – auch wenn er nie ein Kostüm anhatte. »Guðlaugur?«, sagte sie und löste sein Problem. »Das war heute Morgen, weil ich ihn an die Weihnachtsfeier erinnern wollte. Ich traf ihn bei der Drehtür. Er war im Dienst. Er war Portier hier im Hotel, wie du vielleicht weißt. Und vielleicht sogar mehr als Portier, eigentlich Hausmeister. Hat alles Mögliche repariert und so.« »Hilfsbereit?«, fragte Erlendur. »Wie bitte?« »Freundlich und hilfsbereit, meine ich, oder musste man ständig hinter ihm her sein?« »Das weiß ich nicht. Spielt es eine Rolle? Für mich hat er nie etwas gemacht. Oder besser gesagt, ich brauchte ihn nie in Anspruch zu nehmen.« »Weswegen spielte er den Weihnachtsmann? War er kinderlieb? Komisch? Lustig?« »Das war schon so, als ich hier angefangen habe. Ich arbeite seit drei Jahren hier, und dies ist die dritte Weihnachtsfeier, die ich organisiere. Er hat auch bei den anderen beiden den Weihnachtsmann gespielt, aber halt auch schon davor. Er war ganz in Ordnung. Die Kinder hatten ihren Spaß mit ihm.« Sie machte nicht den Eindruck, als würde ihr Guðlaugurs Tod in irgendeiner Form nahe gehen. Er ging sie nichts an. Es ging einzig und allein darum, dass der Mord die Marketing und PR-Angelegenheiten durcheinander zu bringen drohte. Erlendur wunderte sich, wie man so gefühllos und langweilig sein konnte. »Aber was für ein Mensch war er?« »Keine Ahnung«, sagte sie. »Ich habe ihn nie richtig kennen gelernt. Er war Portier. Und Weihnachtsmann. Das waren eigentlich die einzigen Male, wo ich mit ihm gesprochen habe. In seiner Rolle als Weihnachtsmann.« »Was ist aus der Weihnachtsfeier geworden, als sich herausstellte, dass der Weihnachtsmann tot war?« »Wir haben sie abgeblasen. Was anderes konnten wir nicht machen. Auch aus Pietätsgründen«, fügte sie hinzu, als wolle sie endlich eine Spur Mitgefühl zeigen. Es war nicht sehr überzeugend. Erlendur sah es ihr an, dass ihr die Leiche im Keller vollkommen egal war. »Wer hat diesen Mann am besten gekannt?«, fragte er. »Hier im Hotel, meine ich.« »Ich habe nicht die geringste Ahnung. Sprich doch mal mit dem Empfangschef. Der Portier unterstand ihm.« Das Telefon auf ihrem Tisch klingelte, sie nahm den Hörer ab und schaute Erlendur an, als ob er ihr im Wege sei. Der stand auf, verließ das Zimmer und dachte bei sich, dass sie nicht endlos anderen am Telefon etwas vorlügen konnte. Der Empfangschef hatte absolut keine Zeit, um sich mit Erlendur zu befassen. Die Touristen scharten sich um den Rezeptionstisch. Er und drei weitere Hotelangestellte nahmen die ausgefüllten Formulare entgegen, und Erlendur beobachtete, wie sie im Computer registrierten, Pässe kontrollierten, Schlüssel aushändigten, lächelten, um sich danach gleich dem nächsten Gast zuzuwenden. Das Gedränge reichte bis zur Drehtür. Durch sie hindurch sah Erlendur draußen noch einen weiteren Bus vorfahren und vor dem Hotel halten. Die in der Mehrzahl nicht uniformierten Polizisten waren über das ganze Gebäude verteilt und vernahmen das Personal. In der Kantine im Keller war so etwas wie eine Außenstelle der Polizei eingerichtet worden, von wo aus die Ermittlung geleitet wurde.

Erlendur betrachtete die Weihnachtsdekoration eingehend. Aus der Lautsprecheranlage ertönte ein amerikanisches Weihnachtslied.



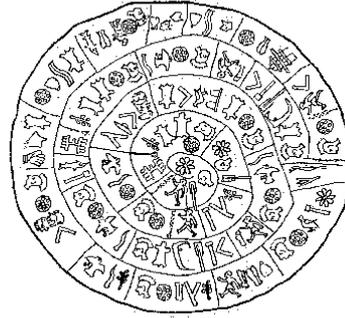
Foto: Gerlinde Heep

Er schlenderte in den großen Speisesaal, der hinter dem Foyer lag. Da hatten sich bereits die ersten Gäste zu einem opulenten Weihnachtsbüfett eingefunden. Er spazierte an der Tafel entlang und ließ seinen Blick über Lachs, geräuchertes Lammfleisch, kalten Schweinebraten und Rinderzunge mit den entsprechenden Beilagen wandern und betrachtete die köstlichen Nachspeisen, Eis, Sahnetorten und Mousse au Chocolat oder was das alles sein mochte. Erlendur lief das Wasser im Munde zusammen. Er hatte den ganzen Tag so gut wie nichts gegessen. Er blickte sich rasch um und ließ blitzschnell eine Scheibe von der delikaten Rinderzunge in seinem Mund verschwinden. Er war überzeugt, dass ihn niemand beobachtet hatte, deswegen machte sein Herz einen Satz, als eine scharfe Stimme hinter ihm ertönte. »Also hör mal, so geht es nun wirklich nicht. Das ist nicht gestattet!« Erlendur drehte sich um, und ein Mann mit einer ausladenden Küchenchefmütze auf dem Kopf trat mit finsterner Miene dicht an ihn heran. »Was soll das heißen, hier am Büfett sich einfach was mit den Fingern in den Mund zu stopfen? Was sind das denn für Sitten?« »Reg dich ab«, sagte Erlendur und nahm sich einen Teller. Er begann, sich diverse Köstlichkeiten aufzuladen, als hätte er genau das von vornherein vorgehabt. »Hast du den Weihnachtsmann gekannt?«, fragte er, um von der Rinderzunge abzulenken. »Den Weihnachtsmann?«, sagte der Koch. »Was für einen Weihnachtsmann? Ich wollte dir nur sagen, dass du das Essen nicht mit den Pfoten anrührst. Das gehört ...« »Guðlaugur«, unterbrach Erlendur ihn. »Hast du ihn gekannt? Er war auch Portier und dann wohl auch so was wie ein Faktotum hier im Hotel, wenn ich es richtig verstanden habe.« »Du meinst Gulli?« »Ja, Gulli, wenn das sein Spitzname war«, sagte Erlendur und legte eine ordentliche Scheibe kalten Schinken mit etwas Joghurtsauce auf seinen Teller. Er überlegte, ob er Elínborgs Meinung zu diesem Büfett einholen sollte, sie verstand wirklich etwas von guter Küche und sammelte schon seit Jahren Rezepte für ein Kochbuch. »Nein, ich ..., was meinst du mit ›Hast du ihn gekannt?‹«, fragte der Koch. »Du weißt also noch nichts davon?« »Wovon? Was ist eigentlich los?« »Er ist tot. Ermordet. Hat sich das noch nicht im Hotel

herumgesprachen?« »Ermordet?«, ächzte der Koch. »Ermordet! Was, hier im Hotel? Und wer bist du eigentlich?« »In seinem Kabuff da unten im Keller. Ich bin von der Polizei.« Erlendur lud sich weitere Köstlichkeiten auf den Teller. Der Koch hatte die Rinderzunge vergessen. »Wie wurde er ermordet?« »Dazu kann ich nichts sagen.« »Hier im Hotel?« »Ja.« Der Koch blickte sich um. »Das kann ich einfach nicht glauben«, sagte er. »Das wird bestimmt das ganze Haus auf den Kopf stellen.« »Genau«, erwiderte Erlendur. »Und zwar total.« Er wusste, dass dieser Mord an dem Hotel kleben bleiben würde. Es würde diesen Stempel nie wieder los werden. Es würde von jetzt an das Hotel sein, in dem der Weihnachtsmann ermordet und mit einem Kondom am Schwanz aufgefunden worden war. »Hast du ihn gekannt?«, fragte Erlendur. »Diesen Gulli?« »Nein, eigentlich kaum. Er war Portier und hat außerdem alle möglichen Kleinigkeiten gefixt.« »Gefixt?« »Repariert. Ich habe ihn überhaupt nicht gekannt.« »Weißt du vielleicht, wer ihn hier im Hotel am besten gekannt hat?« »Nein«, sagte der Koch. »Ich weiß nichts über diesen Mann. Wer kann ihn ermordet haben? Hier im Hotel? Herrgott nochmal.« Erlendur war klar, dass er sich wegen des Hotels mehr Sorgen machte als wegen des Ermordeten, und er war drauf und dran, ihn darauf hinzuweisen, dass der Mord auch mehr Hotelgäste anlocken konnte. Heutzutage dachten die Leute so. Sie könnten womöglich mit dem Mordschauplatz Werbung für das Hotel machen und sich auf Kriminaltourismus spezialisieren. Er hielt sich aber zurück, denn er sehnte sich danach, sich mit dem Teller irgendwo hinzusetzen und zu schlemmen. Einen Augenblick Ruhe zu haben. In diesem Moment erschien Sigurður Óli auf der Bildfläche.

Arnaldur Indriðason: Engelsstimme ISBN:3-404-15440-1 Bastei-Lübbe Taschenbücher

Arnaldur Indriðason, 1961 geboren, graduierte 1996 in Geschichte an der University of Iceland und war Journalist sowie Filmkritiker bei Islands größter Tageszeitung *Morgunbladid*. Heute lebt er als freier Autor mit seiner Familie in Reykjavik und veröffentlicht mit sensationellem Erfolg seine Romane. Arnaldur Indriðasons Vater war ebenfalls Schriftsteller. 1995 begann er mit Erlendurs erstem Fall, weil er herausfinden wollte, ob er überhaupt ein Buch schreiben könnte. Seine Krimis belegen allesamt seit Jahren die oberen Ränge der Bestsellerlisten. Seine Kriminalromane "Nordermoor" und "Todeshauch" wurden mit dem „Nordic Crime Novel's Award“ ausgezeichnet, darüber hinaus erhielt der meistverkaufte isländische Autor für "Todeshauch" 2005 den begehrten "Golden Dagger Award" sowie für "Engelsstimme" den "Martin-Beck-Award", für den besten ausländischen Kriminalroman in Schweden. Arnaldur Indriðason ist heute der erfolgreichste Krimiautor Islands. Seine Romane werden in einer Vielzahl von Sprachen übersetzt. Mit ihm hat Island somit einen prominenten Platz auf der europäischen Krimilandkarte eingenommen.



Aus dem INKAS Institut

„Glück und Erfüllung“

Chris Blumen-Pfaff aus Koblenz im Gespräch über ihr einjähriges Poesie-Pädagogik-Studium bei INKAS



eXperimenta: Im September haben Sie bei Rüdiger Heins Ihre Ausbildung zur Poesie-Pädagogin abgeschlossen. Wie fühlt sich das an?

Chris Blumen-Pfaff: *Das fühlt sich großartig an. Nach einem zweijährigen Studium „Creative Writing“ bei INKAS hat mir Rüdiger Heins ein Stipendium angeboten und mich ermutigt, die Ausbildung zur Poesie-Pädagogin zu machen, und dadurch haben sich mir neue Welten eröffnet. Ich freu mich also auf alles, was da kommt und damit zu tun hat.*

eXperimenta: Was hat Sie zu diesem zweiten Studium bewogen?

Chris Blumen-Pfaff: *Nun, ich habe in den vier Semestern zuvor erfahren, wie großartig es ist, kreatives Schreiben kennenzulernen und mit in den Alltag einzubauen, mit der eigenen Biografie auf Entdeckungsreise zu gehen. Ich habe diesen Prozess als sehr nährend und erfüllend erlebt, insofern, als dass ich selber auch mein eigenes kreatives Potenzial fördern und öffnen kann. Ich habe darüber hinaus erlebt, wie heilend Schreibprozesse sind. Das konnte ich an mir selbst erleben, aber auch an den anderen Teilnehmern, und nachdem mir das Studium angeboten wurde, war es für mich gar keine Frage, diesem Angebot zuzustimmen.*

eXperimenta: Was sind die konkreten Aufgaben während des Studiums?

Chris Blumen-Pfaff: *Ja, das sind zwei Dinge: Einmal bei INKAS weiter studieren und dort auch ab und zu eine Unterrichtseinheit übernehmen sowie zusätzlich eine Jahresschreibgruppe gründen und leiten. Das habe ich letztes Jahr im Juni gemacht mit anfänglich vier Teilnehmern, doch schon nach zwei Monaten erhöhte sich das auf neun Teilnehmer, die einfach so dazu gestoßen sind, und wir haben dann praktisch mit insgesamt zehn Leuten gearbeitet und sind jetzt im zweiten Jahr unterwegs, weil alle weitermachen wollten.*

eXperimenta: Glauben Sie, dass man selbst schriftstellerisch tätig sein muss, um als Dozent oder Dozentin arbeiten zu können?

Chris Blumen-Pfaff: *Es ist mit Sicherheit hilfreich, wenn man selber schreibt. Zumindest sollte man wissen, was Schreibprozesse mit einem machen, wo sie einen hinführen können, um dann beim Anleiten die Teilnehmer gut zu führen und auch mal etwas abzubiegen oder aufzufangen. Dafür ist Selber-Schreiben mit Sicherheit wichtig. Es ist übrigens immer gut, wenn man beide Seiten kennt, um von der Seite des Teilnehmers dann auf die Seite des Dozenten zu gehen.*

eXperimenta: Wenn Sie zurückschauen – was waren für Sie Höhepunkte und Besonderheiten in diesem Studienjahr?

Chris Blumen-Pfaff: *Das war zunächst mal, bei jedem Schreibkurs das Staunen und die Überraschung der Autoren und Autorinnen zu erleben, zu sehen, wie sich Menschen im Laufe des Schreibens verändern in ihren Gedanken, Worten und Taten, wie sich ihre Lebenshaltung verändert. Das ist ein großer*

Höhepunkt. Dann gab es da noch die Schreibreise nach Nordspanien in die Pyrenäen, die ich im Juni angeboten habe, und an der ein Teil meiner Jahresgruppe teilnahm, aber auch andere Menschen ohne Schreiberfahrung. Das war eine sehr hoch gestellte Aufgabe, eine Herausforderung, die ich einfach bewältigen wollte, bevor ich mein Studium zu Ende bringe, und das hat sehr gut geklappt. Ich habe das alles selbst organisiert, und wir fuhren für zwei Wochen mit zehn Leuten in die Pyrenäen und haben dort in drei Häusern in einem minikleinen Dorf namens Juseu auf einem Fels mitten in der Natur jeden Tag etwa vier Stunden geschrieben und viel gemeinsam erlebt. Wir hatten sogar eine Köchin dabei, die uns wunderbar bekochte. Und als letzten Höhepunkt möchte ich das positive Feedback nennen, das ich von Rüdiger Heins bekommen habe, als er meine Jahresgruppe in Koblenz besuchte, denn das hat mich sehr bestärkt, mit meiner Tätigkeit als Dozentin für „Kreatives Schreiben“ und Biografie-Arbeit fortzufahren.



Im Creative Writing Seminar in Juseu - Schreibreise in die Pyrenäen mit Chris Blomen – Pfaff

eXperimenta: Wie geht es jetzt nach diesem Abschluss für Sie weiter?

Chris Blomen-Pfaff: *Ich werde meine Tätigkeit als Dozentin ausbauen, indem ich weitere Schreibkurse anbiete hier vor Ort in Koblenz. Außerdem möchte ich vier bis sechsmal im Jahr Wochenendworkshops an verschiedenen Orten veranstalten, und ich möchte pro Jahr ein bis zwei Schreibreisen anbieten. Die nächste Reise geht im Juli 2012 ins Elsass in die Nordvogesen, und sicherlich werde ich jedes Jahr auch eine Reise in die spanischen Pyrenäen machen wollen, weil mich der Ort überzeugt hat, weil er hervorragend geeignet ist für das, was mir für meine Schreibkurse so alles vorschwebt.*

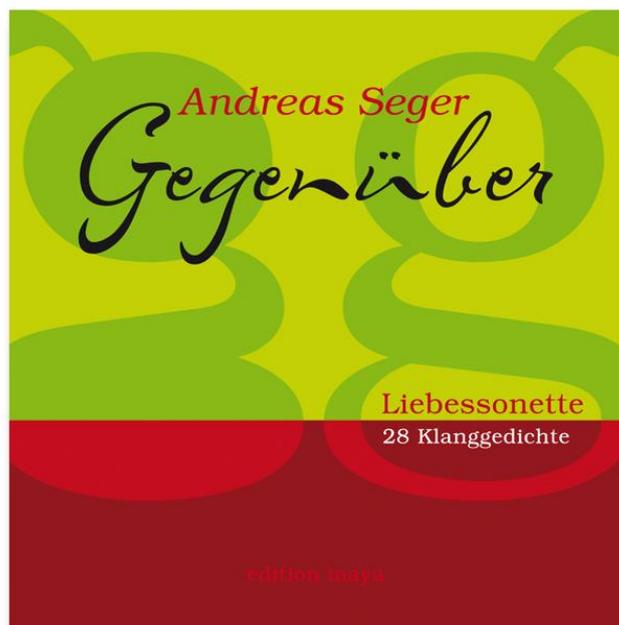
eXperimenta: Fazit: Was nehmen Sie mit in Ihr Leben nach diesem Jahr?

Chris Blomen-Pfaff: *Glück und Erfüllung, das kann ich ganz klar sagen. Selber schreiben, das Schreiben für mich in den Alltag fließen lassen, und wenn es nur eine Viertelstunde ist, aber jeden Tag etwas schreiben, mich als Autorin ernst nehmen, als Dozentin, wohlwollend mit mir umgehen, am Ball bleiben, Kontinuität in mein Leben einladen, indem ich täglich schreibe, Spuren hinterlasse und etwas weitergebe, wovon ich überzeugt bin, dass es jedem zu Glück, zu Freude und Erfüllung verhilft. Ich bin Rüdiger Heins unbeschreiblich dankbar, dass er mir den Weg zu diesen Gefühlen geöffnet hat.*

eXperimenta: Frau Blomen-Pfaff, vielen Dank für das Gespräch!



Das Interview führte Andreas Seger



„Andreas Seger ist ein Dichter, dem es gelingt mit der traditionellen Lyrikform des Sonetts neue Wege im 21. Jahrhundert zu beschreiten. Er greift aktuelle Themen auf und transformiert sie zu Gedichten, deren Klang den Leser verzaubert.“ **Rüdiger Heins**

SPENDENAUFTRUF

Die eXperimenta ist ein kostenloses Magazin. Das ist auch gut so. Schließlich wollen wir die Freude an guter Kunst mit möglichst vielen Menschen teilen. Sollten Sie unsere Arbeit für wichtig halten, würden wir uns über eine Spende freuen. Auch ein Sponsoring ist möglich.

Bankverbindung:

ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

Mainzer Volksbank Konto: 295460018 BLZ: 55190000

Verwendungszweck: »Spende eXperimenta«



Foto: Rüdiger Heins

eXperimenta RadioMagazin

Sendetermin. 11 Oktober von 15:00 bis 17:00 Uhr
Studiogespräche mit: Mani Neumeier von GURU GURU
My Hanh Dinh Portmanns – Bootpeople
Joachim Mols, Chefredakteur eXperimenta
Lutz Schelhorn, Kunstfotograf



Das eXperimenta RadioMagazin kann auf der Website
www.Radio-Rheinwelle.de über Livestream mitgehört werden!



Andreas Schreiber

Vom Verhältnis zwischen Philosophie und Literatur

Für gewöhnlich sehen wir einen philosophischen Text nicht als Literatur an. Auch umgekehrt vermischen wir diese beiden Sachgebiete nicht, obschon wir durchaus die Existenz philosophischer Gedanken in literarischen Texten anerkennen. Die Trennung von Literatur und Philosophie scheint fest zementiert und klar verständlich, zudem ist sie historisch-autoritativ über Platons „Dichter-Kritik“ verbürgt. Es sieht so aus, als wüssten wir sicher und längst, dass Philosophie nie Literatur sein kann. Und wo sie es versucht, ist es sozusagen „schlechte Literatur“, weil ihr die Virtuosität fehlt und es immer erzwungen wirkt. Außerdem ist die Philosophie selbst stets bemüht, die Trennung aufrecht zu erhalten. Schließlich ist Philosophie eine ernste Sache, die auf Erkenntnis von objektiver Wahrheit, von allgemeingültigen Wesenheiten und Aussagen aus ist und deren sprachliche Form von der Diskursivität logisch-rationaler Argumente geprägt ist.

Philosophie ist die Wissenschaft von der Wahrheit schlechthin. Und Literatur ist Kunst; Sprachkunst. Kunst aber genießt das Privileg der Freiheit in der Darstellung, also die Freiheit von der logischen Stringenz. Sie stellt im Wesentlichen dar, und zwar die menschlichen inneren Erlebnisse und Emotionen in Verbindung zu weltlich-lebensvollzüglichen Erfahrungen. Ihr geht es um die Sichtbarmachung menschlicher Schicksale am Einzelbeispiel, um die Verständnis und Empathie hervorrufende Überzeichnung einzelner, emotionsgeladener Daseinsfacetten. Hierbei mag sie durchaus ab und an etwas Wahres und Allgemeingültiges, also etwas Philosophisches zu Tage fördern, doch ist dies nicht ihr erklärtes Ziel und geschieht eher nebenbei. Nicht, dass der Literatur eine tiefer gehende Rationalität und Weisheitsbemühung abginge, doch ist dies mehr die verdeckte, private philosophische Grundstellung des Literaten, denn der Literatur als dessen kunstvolles Werkprodukt. Die Literatur als Kunst möchte sich eben nie in die Form des rationalen Argumentierens zwingen lassen, wie es die Philosophie ihrem Wesen nach tut.

Ist diese, sich auf Platon stützende und in der Geschichte der abendländischen Kultur verfestigte Trennung und gegenseitige Kritik von Philosophie und Literatur eigentlich gerechtfertigt? Ist sie zudem noch zeitgenössisch und somit haltbar? Ist durch diese augenscheinlich einsichtige Wesensangabe von Literatur und Philosophie ihre postulierte Differenz hinreichend erklärt und das Wesen von beiden tatsächlich genügend erfasst? Sicherlich nicht.

Ohne Literaturwissenschaftler zu sein und somit ohne es explizit zu wissen, würde ich dennoch behaupten, dass es ebenso viele unterschiedliche Verständnisweisen, vielleicht auch Interpretationen, von Literatur gibt wie von Philosophie. Wir haben, trotz aller Bemühungen der wesensmäßigen Selbstreflexion auf den eignen Gegenstand, heute keine allgemeinverbindliche, gültige Definition von Philosophie. Vielmehr setzt jeder Philosoph über die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Selbstbestimmungsversuche seines Faches seinen eigenen Verständnishorizont, den er in rational nachvollziehbarer Weise in einer für ihn als geeignet erscheinenden sprachlich-schriftlichen Form anhand eines spezifischen Themas zu Wort bringt – und damit der Überprüfung durch die Mitmenschen aussetzt. Ähnlich dürfte es sich in der Literatur verhalten. Und vielleicht sind sich beide Sachgebiete nicht nur in dieser Hinsicht sehr nahe und verwandt, wenn auch nie dasselbe.



Foto: Harald Klein

Im Grunde geht es sowohl der Literatur wie auch der Philosophie darum, Wesenhaftes, das heißt wesentliche Bezüge menschlichen In-der-Welt-Seins, bedeutsame Erfahrungen mit Grundeinsichten und Grundstellungen menschlicher Lebensvollzüge mitzuteilen, sie mit anderen Menschen zu teilen. Zugegeben, die Philosophie versucht hierbei auf Einsichten abzuheben, die von der individuellen Erfahrung abstrahieren und somit für die Menschheit im Ganzen von lebens technischer Relevanz sind. Hierfür benutzt sie die allgemeinmenschliche Schnittstelle „Verstand“ sowie „Vernunft“. Die Literatur hingegen will gar nicht von der Einzelerfahrung abstrahieren, sondern betont diese im Gegenteil noch, zielt aber

ebenso auf die Vermittlung lebens technischer Bedeutsamkeiten, und zwar für die konkreten Menschen in ihrer unendlichen Vielzahl und unübersehbaren Mannigfaltigkeit. Hierbei bedient sie sich der Schnittstelle „Emotion“ und „Vernunft“. Vernünftig sind folglich beide Weisen des Sagens.

Vielleicht liegt gerade in diesen beiden Bestimmungen die wesentliche Nähe von Philosophie und Literatur oder, wie Heidegger in seinen tiefgründigen Analysen und Interpretationen über die Sprache es nennt, die „Nachbarschaft von Dichten und Denken“: Vernunft und Sage. Der Begriff „Vernunft“ ist eine metaphysisch überfrachtete Substanzialisierung des menschlichen Geschehens von „vernehmen“. „Die Sage“ hingegen ist eine bedeutungstragende Substantivierung der Denkerfahrung mit der Sprache, das heißt mit dem Vollzug eines Sagens.

Mit der Vernunft vernehmen wir etwas, werden etwas gewahr, nehmen es in uns auf und nehmen es somit an, bereiten ihm eine Ankunft. Wir hören etwas, wir hören auf etwas. Dieses Etwas kommt auf uns zu, spricht zu uns, spricht uns an, und zwar in unserem ureigensten, menschlichen Wesen. Das, dessen Zuspruch wir vernehmen, ist selbst etwas Wesentliches. Als solches trägt es zu uns wesen-, das heißt bedeutungshafte Verweisungen und Hinweise, die uns in unserem Wie-sein unserer menschlichen und insofern auch individuellen Lebensbewegung anrühren. Dieser hinweisende Zuspruch des Wesentlichen, das heißt des Währenden und Wesenden, findet seine Entsprechung im menschlichen Sagen als eines Zeigens, Offenbarmachens, Lichtens, als eines gewährenden Gegenwärtigmachens.



Foto: Harald Klein

Dieses Gewährt-Gegenwärtige findet als Entsprechung des Zuspruchs über das Wort zu seiner Nennung, findet in sein je eigenes Sein, wird uns zum entborgenen Ding. Das richtig genannte Wort für das sich zusprechende Wesende ist dasjenige, das der einzelne Mensch mit anderen zu teilen vermag. Dieses Mitteilen ist, ebenso wie das Hören und Sagen, ein Wesenszug des Menschen. Mit zu diesem Wesenszug gehört auch die Freiheit, nämlich sich zu verhören oder sich dem Zuspruch zu versagen, sich im entsprechenden Sagen zu vergreifen sowie sich des Mitteilens zu enthalten oder in verdunkelnder Weise zu bedienen. Zur Freiheit gehört auch, das Entsprechen in vielfacher Weise zu sagen.

Und hier finden Literatur und Philosophie in ihrem Wesen zusammen, stehen in wesenhafter Nachbarschaft zueinander. Wie oben gezeigt, richten sich sowohl die Dichter wie die Denker hörend nach dem Zuspruch der wesentlichen Verweisungen menschlichen In-der-Welt-Seins und suchen diese in bedeutungshafter, adäquater Weise, das heißt in Bezug auf lebenspraktische Relevanz, ins Wort zu bringen und so mit ihren Mitmenschen zu teilen. Über das Wort, die Sprache, stehen sie in verwandtschaftlicher Nähe zueinander. Das Vernehmen und Sagen ist ihnen gemeinsam zu eigen. Hiermit sprechen sie in verschiedener Weise, aber doch auf den nämlichen Zuspruch verweisend, zu und mit ihren Mitmenschen, der eine in der Fokussierung auf die Vernunft (Philosophie), der andere in der Betonung emotional nachvollziehbarer Erfahrungen (Literatur). Dieser Unterschied im Anspruch der Mitteilung hält sie geschieden und auseinander, hält sie in einer gegenbezüglichen Ferne einander zu, die erst die nachbarschaftliche Nähe und ihre vernehmend-sagende Verwandtschaft zum Austrag bringt.

Heidegger nannte diesen Austrag einmal die „Nahnis“. Es meint die stete Näherung der sich nahe seienden Weisen von Dichten und Denken durch die Ferne ihres Unterschieds. Dichten und Denken meinen das Gleiche, sind aber nicht das Selbe. Dadurch sind sie sich in ihrer engsten Nähe doch am fernsten. In dieser entfernenden Nähe können sie sich soweit nähern, dass der eine zum anderen überspringt, ohne sich selbst preiszugeben, das heißt sein Eigenstes zu verlieren. Geschieht dieses, verwischt sich für Augenblicke der Unterschied ihrer darstellenden Form des Sagens und entbirgt die zur Entscheidung stehenden Dinge in ihrem eigenen Wesen.

Doch sind solche Überlegungen dem wissenschaftsbetrieblich gewohnten Hören nicht geläufig und genehm – und sollen es auch nicht sein. Als Wissenschaftler der Literatur oder Philosophie bleibt nichts weiter, als die genannte Trennung als Abgrenzung und sozusagen Selbstrechtfertigung des eigenen Gegenstandsbereichs aufrecht zu erhalten und noch schärfer ins Licht zu rücken. Damit aber vergeben wir uns der Möglichkeit, sowohl die tiefen philosophischen Weisheiten in literarischen Texten, wie zum Beispiel in den Versen des *Tao te king*, in den Gesängen des

Erhabenen (*Bhagavad Gita*), in den Epen des *Mahabharata* oder den Erzählungen der *Upanishaden* – um hier einmal auf außereuropäische Leistungen zurückzugreifen, als auch die literarischen Formen von philosophischen Argumentationen, wie zum Beispiel in Augustinus' *Confessiones* oder *Soliloquia*, in Brunos Inszenierung des *Aschermittwochsmahls*, in Berkeleys Dialogen, in Montaignes *Essais* sowie in Nietzsches Aphorismen und seinem „Drama“ des *Zarathustra* – um hier ganz in abendländischen Beispielen zu bleiben, zu erkennen und zu würdigen.

Und das wäre meines Erachtens sehr schade.

Dr. Andreas Schreiber, geboren 1968 in Singen, Ausbildung zum Elektromaschinenbauer, studierte in Freiburg Philosophie, Ethnologie und Religionsgeschichte und schloss sein Studium 2001 mit der Promotion in Philosophie zum Thema "Konnektionismus und Heidegger" ab. Seither berät er Firmen und Privatpersonen in seiner Philosophischen Praxis 'Cura Vitae'. <http://www.curavitae.de/>

TEXT *art*

Magazin für Kreatives Schreiben

TextArt ist Deutschlands einziges Magazin für Kreatives Schreiben. Hier erklären Profis, wie man Geschichten, Krimis, Drehbücher, Gedichte oder Romane schreibt.



- Praxisartikel vermitteln Schreibhandwerk aus allen Bereichen – von der Lyrik bis zum Sachtext.
- Profis wie Autoren und Lektoren berichten in Interviews über ihre Arbeit und geben Anfängern wertvolle Tipps.
- Artikel über Lehrbücher, Software und Schreibwerkzeuge aller Art machen TextArt zum unverzichtbaren Fachmagazin für alle, die schreiben.
- Ein Serviceteil informiert über aktuelle Literaturwettbewerbe und Workshops.

Jetzt ein Einzelheft zum Preis für EUR 4,80
(zzgl. Versand) bestellen!

Oder gleich ein Abo
(4 Hefte für EUR 17,60 inkl. Versand Inland)!

www.textartmagazin.de

TextArt-Verlag
Abonnentenservice
 (dienstag & donnerstags 10–15 Uhr)
 Heinrichstr. 108 - 40239 Düsseldorf
 Tel.: 0211 - 905 32 38 - Fax: 0211 / 905 30 50
 E-Mail: service@textartmagazin.de

Der Klassiker

„Carmina Burana“: „O Fortuna“

(I)

O Fortuna, velud luna
statu variabilis,
semper crescis aut decrescis,
vita detestabilis!
nunc obdurat et tunc curat
ludo mentis aciem,
egestatem, potestatem
dissolvit ut glaciem.

(II)

Sora inmanis et inanis,
rota tu volubilis,
status malus, vana salus,
semper dissolubilis.
obumbrata et velata
michi quoque niteris;
nunc per ludum dorsum nudum
fero tui sceleris.

(III)

Sors salutis et virtutis
michi nunc contraria;
est affectus et defectus
semper in angaria.
hac in hora sine mora
cordis pulsum tangite:
quod per sortem sternit fortem,
mecum omnes plangite!

Lied 17 der „Carmina Burana“: „O Fortuna“ – „Ach, Glück“
Übersetzung nach dem Original von Martin Schuhmann

Ach, Glück! Wie der Mond
veränderst du dich,
immer wirst du mehr, immer schrumpfst du,
verabscheuungswürdig ist dein Wandel!
Erst hemmst du, und dann beflügelst du
den Kampf des Geistes, nach deinen Regeln.
Bittere Armut, höchste Macht,
schmelzen wie Eis.

(II)
Schicksal, fürchterlich und nichtig,
du bist ein sich drehendes Rad,
ein böser Zustand, ein leeres Heil,
immer von Auflösung bedroht.
Dunkel und verschleiert
glänzt du auch mir.
Wegen deines scheulichen Spiels
habe ich jetzt einen nackten Rücken.

(III)
Das Glück, einfach so oder durch meine Leistung,
kommt nicht mehr zu mir;
Gefühle und Schwächen
stehen stetig unter seiner Herrschaft.
Jetzt sofort, ohne Zögern,
schlagt die Saiten:
Durch Losziehen wird entschieden, welche Helden fallen
das sei mein und aller Klagelied!

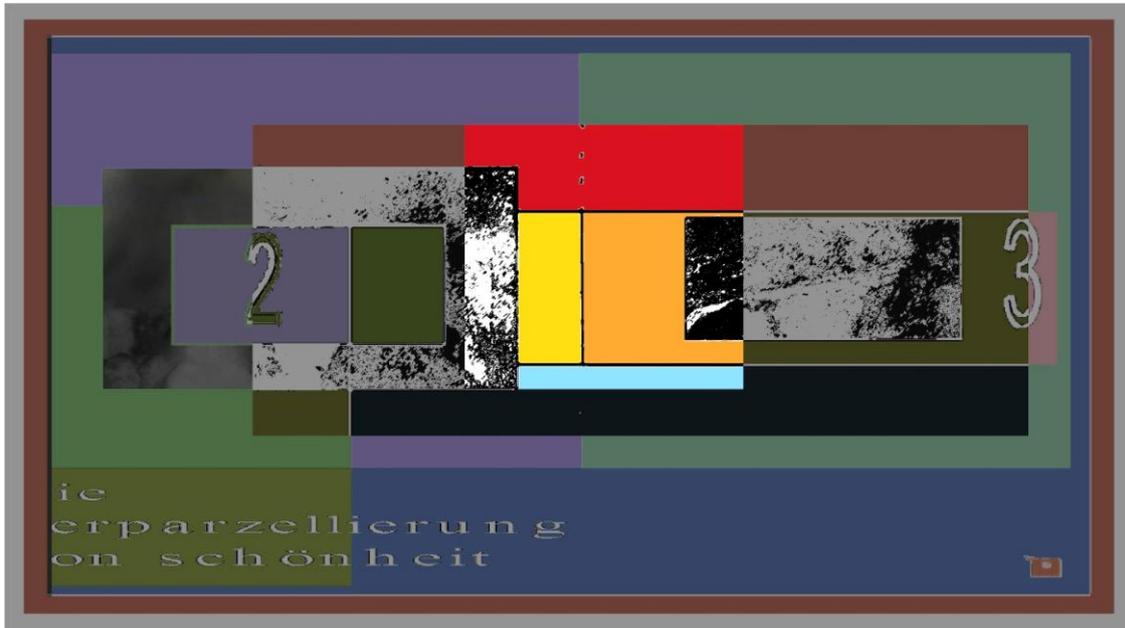
254 „Lieder von Benediktbeuren“ (das ist die Übersetzung von „Carmina Burana“) ist eines der größeren Rätsel der Literaturgeschichte. Aufgeschrieben vor 1250 sind die Lieder meist im mittelalterlichen Latein verfasst.

Der Text des Originals entspricht dem Text in der Ausgabe der „Carmina Burana“ von Benedikt Konrad Vollmann im Deutschen Klassiker Verlag, Frankfurt 1987 (erschienen als Taschenbuch 2011; diese Ausgabe enthält eine Einführung, die Miniaturen der Handschrift, Übersetzungen der Lieder und Kommentare). Das hier abgedruckte Lied ist Carmen Buranum 17. Übersetzung: Martin Schuhmann. m.schuhmann@lingua.uni-frankfurt.de

Weitere mittelalterliche Dichtungen unter:

(<http://www.uni-frankfurt.de/fb/fb10/IDLD/ADL/mitglieder/schuhmann/Lyrikmail.html>)

mischa vetere



die verparzellierung von schönheit by mischa vetere 2011, photo r heins

das bauernopfer
(fortsetzung 2011)

i.m. roman POLANSKI's schweizferien 2009/10

der bauer kann die königin bespringen - gewiss!,
jedoch was, was soll dies wem was bringen?!

Brigitte Bee

Heute Heuspelzenpelzen

spitztrockner Knisterkitzel

sphärisch knatternde

Hungersonne

prall gespannt über

Wegstaubsand

wie trocknes Brot

knarrt der unwegsame

Schatten des Feldstreckers

Heumarkierungen

zerflattern in Weg-Strecken

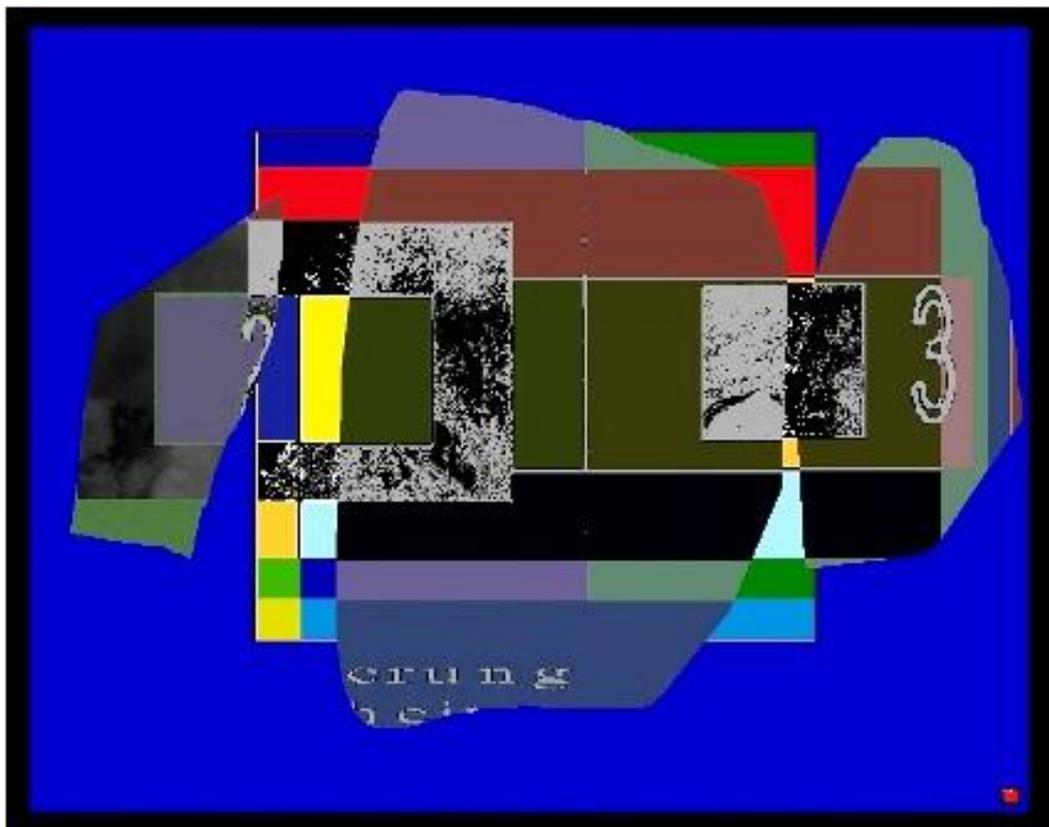
Brigitte Bee lebt in Frankfurt/M. Schriftstellerin und Dozentin für kreatives Schreiben. Veröffentlichungen: „Schnee“ Brigitte Bee, 60 Haikus, Klosterpresse 2010 „Poesie der Sommertage“ Brigitte Bee, „Dichter Landschaften“ Haiku-Anthologie Neuen Cranach Presse Kronach, 2011

Peter Gogolin

„Der Schatten Gottes“

Das schriftliche Abbild der Welt

I.



die verparzellierung von schönheit (abstrakt) by mischa vetere 2011, photo r heins

Die Badesaison ging gerade zu Ende, als Cornelius de Vries sich in sein Haus auf Walcheren zurückzog. Er liebte den stürmischen Herbst mit seinen leeren Stränden und die klaren, kalten Wintertage an der See, doch war dies kaum mehr als der oberflächliche Anlass, mit dem er vor Johanna, seiner Frau, begründete, weshalb er die Bequemlichkeit der Amsterdamer Stadtwohnung für einige Monate hinter sich zu lassen gedachte. Obwohl eine Lüge nicht notwendig gewesen wäre, hatte er zudem angedeutet, dass er dort an einem neuen Roman arbeiten wolle, und er war sich dabei vorgekommen wie ein Mensch auf der Flucht, der mit Bedacht falsche Spuren legt.

Für seine Frau allein wäre das nicht erforderlich gewesen, denn sie führten schon seit langem zwei gänzlich voneinander unabhängige Leben. Aber de Vries war einerseits eitel genug, zumindest vage an die Nachwelt zu denken, eine Nachwelt, für die er das romantische Bild des bis zum Schluss arbeitenden Schriftstellers zu inszenieren bereit war, und andererseits, was wichtiger war, besaß er noch nicht den Mut, sich den wahren Grund seiner Reise, die er in Gedanken als Heimfahrt bezeichnete, einzugestehen.

Im Mai war de Vries achtundsechzig Jahre alt geworden. Er hatte diesen Tag allein in einem Londoner Hotelzimmer nahe des Richmond Parks verbracht, wo er auf der Rückreise von einer Vortragstour durch Schottland Station gemacht hatte. Drei Dinge waren ihm plötzlich, während er dort am Nachmittag über seinen Reisetagebuch saß, in die er etwas lustlos Ordnung zu bringen versuchte, mit Bestimmtheit klar geworden. Er wollte nicht mehr schreiben, und er wollte zurück. Zurück wohin? Er stand vom Schreibtisch auf, zog die staubigen, weinroten Vorhänge vor dem Fenster ganz auseinander und blickte hinaus. Wohin zurück? Er wusste es nicht.

Im Grunde war es nur ein Gefühl, ein starkes zwar, doch blieb die Frage deshalb trotzdem weiter unbeantwortet. Wenn er diesem Gefühl verständlichen Ausdruck hätte geben sollen, so wäre es in etwa darauf hinausgelaufen, dass es ihm erging wie einem Kind, das unvermittelt beim Spiel aufblickt und dabei feststellt, dass es sich, ohne zu wissen wie das zugegangen sein mag, viel zu weit von seinem Zuhause entfernt hat, sodass es besorgt sein muss, noch vor dem Dunkelwerden auf dem rechten Wege heimzukehren. Mit dem Unterschied allerdings, dass Cornelius de Vries, und das war der dritte und eigentlich erschreckende Teil seiner plötzlichen Erkenntnis, ein solches Zuhause, was immer man darunter auch verstehen mochte, nicht besaß. Wohin also zurück?

Die stille Seitenstraße, in der das Hotel lag, war in weitem Umkreis gesprenkelt von unruhigen Licht- und Schattenflecken, dem Ergebnis des Spiels der späten Sonne mit den jungen Blättern einer Buche, die auf der anderen Straßenseite stand und das säulenflankierte Portal eines Hauses aus dem vorigen Jahrhundert überkronte. Die zarten Frühlingsblätter des Baumes waren mit seidig glänzenden Wimpern besetzt

und leuchteten in einem so hellen Grün, als seien sie aus venezianischem Glas. Eine junge Frau, die mit der linken Hand ein Kind hinter sich her zog, überquerte die Straße, die fleckigen Baumschatten wanderten über beide hin und machten aus ihnen zwei stumme Wanderer auf dem Grund eines dämmerigen Sees.

De Vries wusste, dass er das, was er hier in diesem Moment sah, niemals wirklich würde beschreiben können. Es war unmöglich. Allein der Gedanke an eine solche Beschreibung war Hybris und erweckte in ihm ein brennendes Gefühl der Scham. Sein Entschluss, er nannte es jetzt bereits so, das Schreiben aufzugeben, war also nur folgerichtig und notwendig. Aber darum allein ging es nicht, und das begriff nur er. Cornelius de Vries, der Cornelius de Vries, den die Leser kannten, war ja gerade auch für die unübertroffene poetische Genauigkeit seiner Beschreibungen berühmt. Kees van den Brink, der maßgebliche Kritiker des Landes, hatte sein Werk vor Jahren einmal eine Schule des Sehens genannt, vergleichbar nur mit der Kunst Cézannes, und de Vries wusste, dass er von dieser Fähigkeit nichts eingebüßt hatte. Darum also ging es nicht, es war weit schlimmer.

Zeit seines Lebens hatte er geschrieben, um zu verstehen, was die Welt ist. Er hatte die Menschen und die Natur zu begreifen versucht, indem er schrieb. Mehr als vierzig Jahre seines Lebens hatte er diesem Versuch geopfert, um nun mit der unwiderruflichen Erkenntnis dazustehen, dass die Welt und das Schreiben zweierlei waren. Die Welt und das Schreiben, das von ihr zu sprechen versucht, soviel wusste er jetzt, verhielten sich im besten Falle zueinander wie eine gute Karte sich zu der Landschaft verhält, die sie abbilden soll. Natürlich hatte er das in gewisser Weise längst schon verstanden gehabt. Er war nicht naiv, aber er hatte es nur wie ein Theoretiker gewusst, wie ein Semiotiker weiß, dass die Karte nicht das Territorium ist, das zu Benennende nicht das Benannte. Gespürt, körperlich erfahren hatte er den Riss, der Sprache und Welt trennt, erst heute.

De Vries knipste die Schreibtischlampe an und zog die Vorhänge zu, als könne er mit dem Anblick der Straßenszenerie vor dem Fenster auch die Erkenntnis ausschließen, dass er sein Leben, statt es in der Welt, als ein Teil von ihr, zu verbringen, gewissermaßen auf einer Karte der Welt verbracht hatte. Er musste lachen, denn er kam sich unvermittelt vor wie jemand, der seinen Urlaub auf einem Straßenatlas verbringt, statt seine Wohnung zu verlassen und ans wirkliche Meer zu fahren. Ich muss zurück, dachte er, aber als er London am nächsten Vormittag verließ, wusste er immer noch nicht, was er damit meinte.



Foto: PuMa 2011

II.

In der zweiten Septemberhälfte, als de Vries auf Walcheren eintraf, war gerade der dritte Band seiner Tagebücher, die für ihn immer Nachtbücher gewesen waren, erschienen. Die Bäderzeitung vermerkte den Tag seiner Ankunft mit dem Hinweis, der Grandseigneur der Niederländischen Literatur habe sich in seine Strandvilla nach Zoutelande zurückgezogen, um sich von den Strapazen der Buchpräsentation zu erholen. Er hatte die Fahnen des Bandes noch vor seiner Schottlandreise redigiert gehabt, es war nicht mehr rückgängig zu machen gewesen, aber für ihn stand fest, dass dies das letzte von ihm veröffentlichte Buch bleiben sollte.

Die erste Woche, während Melle, sein Amsterdamer Sekretär, das Haus herrichtete und tagsüber die Handwerker beaufsichtigte, die er beauftragt hatte, um es winterfest zu machen, verbrachte de Vries mit langen Strandspaziergängen, die ihn meist nach Westkapelle und dann den Deich hinauf bis zum Leuchtturm führten. Er sah die Schatten der Möwen, die zitternd über den Sand glitten, das Licht lief vor den Wellen her, und mitunter wurde es dabei für Stunden so still in ihm, dass es an Glück erinnerte. Was dieses Glück jeweils zum Verschwinden brachte, war die Erkenntnis, dass er durchaus nicht mit der ruhigen Selbstverständlichkeit ging, die er sich wünschte. Dafür hätte er jemand anders sein müssen, nicht Cornelius de Vries, der Autor. Er ertappte sich sogar dabei, dass er sich eine solche andere Existenz auszumalen begann, während im schwindenden Licht des Nachmittags sein Schatten hinter ihm länger und länger wurde. Ein alternder Arzt wäre gerade recht gewesen. Ein Chirurg etwa, der sich seit Jahren zur Ruhe gesetzt hatte und nun, mit einem Hund an seiner Seite, lange Spaziergänge unternahm und am Abend vor dem Kamin irgendeine langweilige Biografie las. Oder besser noch Marc Aurel und Seneca. In das Leben solch eines selbstgewissen, disziplinierten Menschen wäre er gern geschlüpft, aber das waren lediglich Gedankenspiele, und er wusste es genau.

Wenn de Vries sich spät nach Sonnenuntergang wieder in Zoutelande einfand und über die Dünenwege zum Haus hinaufstieg, war er selten weniger als zwanzig Kilometer gelaufen, und er genoss es, dass diese Gänge, trotz seines Alters, nur

eine ruhige Müdigkeit in ihm erzeugten. Am Abend des Tages, an dem Melle nach Amsterdam zurückkehrte, gestand er sich ein, dass er die ganze Woche über nur darauf gewartet hatte, endlich allein zu sein. Er bereitete sich ein leichtes Abendbrot und trug es zusammen mit einer Flasche *Château d'Yquem* auf die verglaste Veranda hinaus, deren Scheiben bereits wieder von einer leichten Salzschrift bedeckt waren, durch die die gerade untergehende Sonne das Aussehen eines schlierig trüben Auges erhielt, das kraftlos zuschaute, während de Vries sich ein erstes Glas Rotwein einschenkte. Er trank und ging dann, um die beiden Flügeltüren zu öffnen. Als gleich darauf der Wind hereinfuhr, zog er eine Strickjacke über, die Melle ihm am Nachmittag noch vorsorglich auf einem der Korbsessel bereitgelegt hatte.

De Vries fand das selbstverständliche Vorhandensein dieses Kleidungsstückes erstaunlich, bewies es doch, dass sogar sein Sekretär ganz genau zu wissen meinte, was er, de Vries, benötigte, so dass er mit vorausschauender Vorsicht alles bereitlegen konnte. Er hat gewusst, dass ich mich abends hier in den Wind setzen würde, dachte de Vries. Und er wird ebenso selbstverständlich auch für viele andere Situationen, an die ich jetzt noch gar nicht denke, Vorkehrungen getroffen haben. Er wird sogar den Platz vorhergeahnt haben, an dem ich aller Wahrscheinlichkeit nach demnächst meine Taschentücher suchen werde, falls ich sie benötigen sollte. Diese Einsicht war deprimierend, denn ihm war klar, dass Melle all dies nur tun konnte, wenn er sich ein vollständiges Bild von ihm gemacht hatte, wenn er also zu wissen meinte, wer er, de Vries, war. Dein Sekretär weiß, wer du bist, dachte er bitter, während er, auf den Verandastufen im Wind sitzend, sein Glas leer trank. Nur du selbst weißt, dass man dies niemals wissen kann. Ihn fröstelte.

Unten am Strand, den er von der Höhe der Düne aus, auf der sein Haus lag, in beide Richtungen kilometerweit überblicken konnte, waren vereinzelt noch Menschen zu erkennen. Winzige, dunkle Gestalten, die vor dem Hintergrund der sich dehrenden Sandflächen ausschauten wie Fliegen, die ziellos über eine Wand liefen. De Vries sah dies gleich einem Fixierbild, dessen zwei Möglichkeiten der Betrachtung vor seinen Augen abwechselnd die Menschen am Strand und die Fliegen auf der Wand erscheinen ließen. Er konnte sich erinnern, in einem Buch über optische Paradoxe ähnliche Bilder gesehen zu haben. Eine hübsche junge Frau etwa, die sich, wenn das Bild sprang, als sei im Gehirn des Betrachters ein Schalter umgelegt worden, in eine alte Vettel mit Warzen am Kinn verwandelte. Das Bild einer Vase, das gleichzeitig zwei einander zugewandte Gesichter zeigte, und dann natürlich Eschers Bilder, die dem Betrachter die Orientierung im Raum raubten, sodass die selbstverständliche Gültigkeit der dreidimensionalen Wahrnehmung umgestoßen wurde, als sei sie nur ein Witz, den jeder bis eben noch für die ernsteste aller Wahrheiten gehalten hatte, während in Wirklichkeit innen zugleich außen war und das Wasser aufwärts floss.

De Vries hatte Eschers Bilder, die er seit seiner Jugend kannte, stets mit Bewunderung aber gleichzeitig auch mit einer ihm unerklärlichen Verstörung betrachtet, deren Grund er jetzt begriff. Ihm war, als habe jemand jahrelang dicht an seinem Ohr geflüstert, sei vorsichtig, die Beschreibung der Welt ist nur eine Konvention. Wie die Welt wirklich aussieht, das wissen wir nicht. Sei vorsichtig. Das, was wir sehen, ist nur aus Gewohnheit so. Jetzt, da er dieser Stimme erstmals wirklich zuhörte, wurde ihm auch bewusst, dass sie tatsächlich ihn meinte, von ihm sprach. In seinen Büchern hatte er ja bisher eben an dieser Konvention mitgearbeitet, hatte vorgegeben, dass die Wirklichkeit beschreibbar sei. Er hatte mit jedem Wort, jedem Satz, an einer Fassade gebaut, hinter der die Welt verschwand. Ungültig, dachte er heftig. Es ist alles ungültig gewesen.

Er saß noch lange auf den Stufen im Wind. Als es längst dunkel war und er bereits im Norden das Küstenlicht auf dem Deich hinter Westkapelle sehen konnte, trank er den Rest des Weins und ging zu Bett. Das Abendessen hatte er nicht angerührt.



Foto: PuMa 2011

III.

Ein heftiges Morgengewitter weckte ihn aus unruhigem Schlaf. Es klang, als habe sich die ganze Welt in ein großes Zimmer verwandelt, in dem er allein lag, während jemand, den er nicht sehen konnte, eine Anzahl riesiger Kisten polternd über die

hölzernen Dielen schob. De Vries versuchte, sich zu orientieren, und obwohl er begriff, dass er in seinem Schlafzimmer lag, durch dessen halbgeschlossene Vorhänge das graublau Licht des morgendlichen Regenhimmels drang, war er nicht fähig, eine Richtung zu bestimmen. Weder die Richtung, die sein Bett und sein Körper im Raum einnahmen, noch die Richtung seines Schlafzimmers in Bezug auf das ihn umgebende Haus selbst, ganz als befände sich zwar einerseits alles an dem ihm gemäßen Platz, andererseits jedoch auch wie aufgehängt an einem viel weiteren Ort, dessen Grenzen, wenn es denn Grenzen gab, nicht auszumachen waren und worin kein Vorn und Hinten, kein Oben und Unten existierte.

Das Poltern des Gewitters hielt an. Wie langsam doch der Donner rollt, dachte er. Er versuchte, sich im Bett zu drehen und befand sich unvermittelt zwischen den Gästen einer Party, die er schon seit fünfzehn Jahren vergessen zu haben glaubte. Johanna, die damals erst seit einem Jahr seine Frau gewesen war, stand ganz in der Nähe, unterhielt sich mit einer Gruppe von deutschen Modemachern und sagte so laut, dass er es unbedingt hören musste: Aber natürlich sind wir verheiratet. Kennen Sie ihn nicht? In Holland ist er weltberühmt.

Er hatte darüber gelacht, aber er wusste doch, dass Johanna schon damals nicht bereit gewesen war, sich mit einer solchen Berühmtheit zufrieden zu geben. Inzwischen leitete sie einen Betrieb mit über zweihundert Angestellten, und die *De Vries Moden* waren ein Begriff geworden, den man auch in Paris, London und Tokio kannte. Längst war Johanna die meiste Zeit des Jahres auf Reisen, und das ehemalige Hauptgeschäft in Amsterdam war zur kleinsten ihrer Niederlassungen geworden. Dass ihre Ehe lange schon nur noch eine auf Entfernung aufrechterhaltene Freundlichkeit war, hatte er ihr nie vorgeworfen. Zeit seines Lebens war de Vries ein Mann gewesen, der die Frauen liebte, und vielleicht hatte gerade deshalb keine von ihnen zur wirklich großen Passion für ihn werden können.

Er war vor Johanna zweimal verheiratet gewesen. Zuerst mit Ruth, von der er sich getrennt hatte, nachdem sie vor den Nazis nach London emigriert waren. Ruth war bei der Times untergekommen und später nach Palästina gegangen. Er hatte sie niemals wieder gesehen. Bei der Times hatte er auch Mavis, seine zweite Frau, kennen gelernt. Mavis hatte bis zu ihrem Tod vor zwei Jahren die meisten seiner Bücher ins Englische übersetzt. Sie waren sich in all den Jahren oft begegnet, obwohl die Ehe bereits nach vier Jahren auseinander gegangen war, und wenn es jemanden gegeben hatte, dem er das Verdienst dafür zusprechen musste, dass er entgegen Johannas Behauptung doch über Holland hinaus bekannt geworden war, so war das Mavis gewesen.

Seine dritte Ehe war von besonderer Art, und obwohl Johanna es nie gesagt hatte, war er doch sicher, dass es, bedingt durch ihre agnostische Erziehung, einen Teil in ihrer Persönlichkeit gab, der gar nicht daran glauben konnte, mit ihm verheiratet zu

sein. De Vries sah alles ganz deutlich. Er nahm Johannas Hand, machte lächelnd einen Schritt auf Rabbi Loehmann zu, schaute ihr fest in die Augen und sagte: »Harei at mekudeschet li«. Johanna war verwirrt. Sie war Jüdin, aber das galt in ihrer Familie wenig und natürlich sprach sie kein Hebräisch. »Das ist unfair«, sagte sie. »Was bedeuten diese Worte«? Rabbi Loehmann schaute beide nacheinander an und erklärte. »Literarisch übersetzt, bedeuten sie, *du bist mir hiermit vermählt*. Und gemäß jüdischer Tradition reichen diese Worte schon aus, um zwei Menschen zur Ehe zu vereinen, wenn sie in Gegenwart zweier Zeugen gesprochen werden. Wir haben zwei Zeugen, und damit ... «. Der Rabbi wandte sich strahlend an de Vries. »Ich gratuliere dir, mein Sohn, und wenn meine gute Frau jetzt Wein und Kuchen bringt, werden wir eine Feier haben. Wie wundervoll das alles ist! Ich hatte keine Ahnung, dass wir heute eine Hochzeit feiern würden«! De Vries war in diesem Moment gar nicht sicher, ob Johanna es ebenso wundervoll fand. Aber sie hielt noch immer seine Hand und wandte sich nun an den abseits stehenden Verleger. »Und Sie«? fragte sie. »Wir warten beide. Wollen Sie uns nicht gratulieren und alles Gute wünschen«?

Auch diese Szene verschwand in den Falten der Zeit, und während de Vries noch den Geschmack des Kuchens auf der Zunge hatte und dem *Lechayim* des Rabbis nachlauschte, sah er, dass er mit Gilles Kodde, seinem Verleger, allein war. Kodde sah ihn an. »Das ist doch kindisch«, sagte er, »du bist nur abergläubisch. Es bedeutet schließlich nicht, dass dein Werk abgeschlossen ist. Ich weiß selbst, dass aus deiner Feder noch einiges zu erwarten ist, aber wir sollten es tun. Es ist der günstigste Moment. Du hast jetzt im selben Jahr den Multatulip-Preis und den Mekka-Preis der Kritik bekommen, du bist in aller Munde. Eine größere Aufnahmebereitschaft können wir für deine Gesammelten Werke kaum erhoffen. Ich bitte dich, Cornelius, gib deine Zustimmung. Du bist nun mal, ob du es willst oder nicht, spätestens seit *Die Planeten* unser Klassiker, und ewig kannst du dich eh nicht davor drücken. Also warum nicht jetzt sofort«? Ja, er hatte damals zugestimmt, obwohl er sich dabei fühlte, als habe ihm ein Bestattungsunternehmer den Vorteil eines Sargkaufes zu Lebzeiten plausibel gemacht, um dann so schnell als möglich den Deckel über ihm zu schließen.

Die Szene mit Kodde war so übergangslos verblasst wie die anderen zuvor, und de Vries hatte wieder in die Gegenwart seines Schlafzimmers zurückgefunden, aber der Gedanke an die *Gesammelten Werke* nagte noch an ihm. Wie lange war das jetzt her? Es mussten bald vier Jahre sein. Die Ausgabe war ohne Sorgfalt produziert worden, ein hastiger Schnellschuss, ganz als sei Kodde nicht sicher gewesen, ob das Interesse an seinem Klassiker auch wirklich ausreichend lange anhalten würde. Tatsächlich hatte de Vries seit damals kaum noch etwas geschrieben. Kodde publizierte seither die Tagebücher, aber das war schon Resteverwertung. Sein Gefühl hatte sich als richtig erwiesen, der Deckel war zugefallen, und das war kein

Aberglaube. Es war eine Tatsache. Seltsam, dachte er, dass ich es mir so spät erst eingestanden habe. Aber so einfach war es nicht. Die Gesammelten Werke mochten ihn gelähmt haben, das war nicht abzustreiten, aber damit es so weit kommen konnte, dass er nicht mehr schreiben wollte, hatte es einer anderen Erkenntnis bedurft, der Erkenntnis, dass er nur Schatten zählte, wenn er schrieb; die Wirklichkeit war damit nicht dingfest zu machen, und nicht weniger als das hatte er schließlich ursprünglich gewollt.

Cornelius de Vries wusste um den Schmerz, der mit dieser Einsicht untrennbar verbunden war, denn es bedeutete auch, dass er die Einsamkeit gewählt hatte. Immerhin war das Schreiben, mehr als jede Frau in seinem Leben, während der letzten vierzig Jahre seine Begleiterin gewesen; die einzig wahre Begleiterin, die er je gehabt hatte. Wenn er sie aufgab, dann war er endgültig allein. Aber es musste sein. Es war die einzige Entscheidung, die er, seinen Maßstäben von Ehrlichkeit gemäß, treffen konnte. Es war unwiderruflich. Er würde nicht mehr schreiben. Das Schreiben gehörte nicht mehr zu ihm. Der Wirklichkeit war er damit nicht näher gekommen. Es hatte die Zahl der Unwirklichkeiten nur vermehrt. Ja, wenn er ehrlich war, dann hatten sich seine Worte oft genug nicht einmal auf die Wirklichkeit bezogen. Es waren nur Worte, die sich auf andere Worte bezogen, Symbole von Symbolen von Symbolen. Lügen, gedankliches Gestrüpp, Eitelkeiten, die die Wahrheit zerstörten. Was die Dinge der Welt seiner Aussage nach auch immer gewesen sein mochten, sie waren es nicht.

In diesem Moment geschah es, dass er den Engel sah. De Vries wusste längst nicht mehr, ob er noch in seinem Zimmer lag, und er war auch nicht in der Lage, den Engel direkt anzusehen. Aber er war bei ihm, war in ihm, war er selbst. Wenn in der Gegenwart des Engels Raum für einen Gedanken gewesen wäre, dann hätte er erkannt, dass ihm eben das widerfuhr, was er sein ganzes Leben hindurch so verzweifelt angestrebt hatte. Er erlebte eine unmittelbare Gegenwart, nahm wahr, ohne als Wahrnehmender vom Gegenstand seiner Wahrnehmung getrennt zu sein. Sie waren nicht zwei.

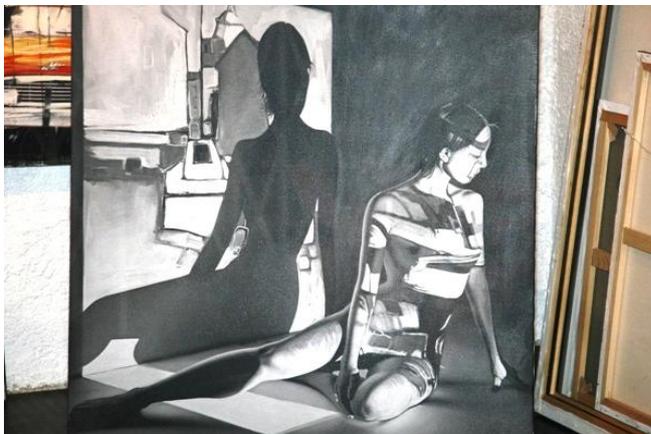


Foto: PuMa 2011

»Siehst du«, sagte der Engel, »du kannst ganz ruhig sein. Selbst deine Sorgen und das, was du ablehnen zu müssen glaubtest, existieren nicht wirklich. Jetzt spürst du es. Nichts Unwirkliches existiert. Und nichts Wirkliches könnte auch nur bedroht werden«.

Ja, du hast Recht, dachte de Vries, aber was soll ich jetzt tun? »Gehe hinaus. Die Welt ist immer noch da«, sagte der Engel, »du sollst die Wirklichkeit Gottes nun nie mehr vergessen, doch da du in der Welt lebst, solltest du auch die Welt nicht gering schätzen«.

Wie kann ich das? dachte Cornelius de Vries. Es sind doch nur Schatten, Schatten von Schatten. Und jetzt, nachdem du mir die Wirklichkeit gezeigt hast, ist das Schreiben so endgültig fern von mir, dass ich mir es nicht einmal mehr vorzustellen vermag. Was soll ich da noch in der Welt? »Weißt du denn nicht«, sagte der Engel, »dass es das Wort war, was Mensch geworden ist? Steht nicht geschrieben, im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort«?

Ja, ich weiß, dachte de Vries, aber die Wörter der Menschen sind anderer Art. Sie sind schmutzig geworden. »Das kann nicht sein«, sagte der Engel. »Das Wort war im Anfang bei Gott. Gott war das Wort. Es war also wirklich. Wie könnte das Wirkliche beschmutzt werden? Sieh doch, alle Dinge sind durch das Wort gemacht, und ohne das Wort ist nichts gemacht, was gemacht ist. Für alles, was geworden ist, war in ihm das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen«.

Du hast gut gesprochen, dachte de Vries, aber heißt es nicht auch, dass das Licht in der Finsternis scheint, aber die Finsternis hat es nicht begriffen? »Weshalb kämpfst du mit mir«? fragte der Engel »Geh hinaus und schau. Vielleicht verstehst du es dann, denn es hat mit dem Sehen begonnen. Am Anfang beschloss die Welt, beschloss Gott, sich selbst zu sehen. Doch dies gelang nur, weil er zuließ, dass er sich in zwei spaltete. In einen, der sieht, und einen, der gesehen wird. Geh jetzt, Cornelius, und sieh' selbst«.

IV.

Als er auf Geheiß des Engels vor das Haus trat, hatte der steife Wind vorübergehend etwas nachgelassen, und Cornelius de Vries sah eine Wand grauen Regens, die unter tief hängenden Wolken schräg aufs Meer hinaustrieb. Das Meer hatte unter den Wolken die Farbe eines alten Schlachtschiffes angenommen, und er roch, während er die Tür hinter sich ins Schloss zog, den Geruch des nassen Sandes und

des wehenden Dünengrases. Die Bretter der Holzstege zwischen den Dünen glänzten noch vor Nässe, und wenn man neben sie in den feuchten Sand trat, so riss die nasse Oberfläche auf, um darunter die trockenen, feinkörnigen Schichten freizugeben, aus denen noch immer die längst vergangene Hitze der träge sich dahin ziehenden Augusttage aufstieg, angefüllt mit dem Lachen badender Kinder und dem gelben Geruch ihrer bonbonverschmierten Münder.



Foto: PuMa 2011

Oh, dachte er, wie wunderbar sind doch die Verkleidungen des Sichtbaren! Und das Wunderbarste war, dass er selbst jetzt zugleich all das war, was er wahrnahm. Ein Leuchten ging aus von der Welt, und er selbst war mitten darin. Er dachte, ich bin der Wind, der über die Flügel der Möwen streicht. Der Stein im Gras am Wegrand und der Schatten der westwärts ziehenden Wolken, der über den nassen Strand wandert, das bin ich. Er trat zwischen den Dünen hervor und war zugleich die Düne und der Weg, der ihn trug. Es gab keine Begrenzungen mehr. Weit den Strand hinauf, nahe der Wasserlinie, sah er eine junge Frau gegen den Wind gehen, ein Hund lief ihr mit großen Sprüngen voraus, und er war, da alles eins war, zugleich das nasse Fell des Hundes, das gischtig aufspritzende Wasser unter seinen ausgelassen trommelnden Pfoten und die helle Stimme der Frau, die nach dem Tier rief. Das Knirschen des Sandes unter ihren Füßen war er, der Hauch der Wärme, der ihren Körper umgab und die kleine, schräge Narbe auf ihrer linken Schläfenseite, von der sie seit zehn Jahren selbst nicht mehr wusste, dass sie sie besaß. Er war jedes der flachsblonden Haare auf ihrem Kopf, war der Kopf und der Körper, der ihn trug, war Strand, Wind

und Wellen, der Himmel und das Land, war der Luftraum und die See, war die große, weite Erde, die sie gemeinsam beherbergte und sich jetzt vor ihm auftat wie die sich öffnenden Falten eines unendlich reichen Gewandes.

Doch damit nicht genug, denn auch die Erde war nur Faltenwurf in einem weit größeren Gewand, war nur einer der Gäste, die an den langen Tischen des Seins ihren Platz finden. Und es war durchaus nicht so, dass er, der dies alles zugleich in der Spanne zwischen zwei Wimpernschlägen erblickte, von der schieren Unendlichkeit dieser sich vor ihm weiter und weiter öffnenden Perspektive verkleinert worden wäre. Dies war die Wirklichkeit. Er war in ihr, in jedem ihrer Teile, und sie war in ihm, war ganz und gar er selbst. Beide waren so untrennbar eins, dass nicht das Haar eines Zweifels, nicht der Hauch eines Schattens dazwischentreten konnte.

Jetzt wusste er es. Er war endlich in der Wirklichkeit angekommen, dort, wo er, ohne es zu verstehen, schon immer gewesen war. Und er war unzerstörbar. Denn das Wirkliche konnte nicht einmal bedroht werden. Die junge Frau, die dort in Richtung Vlissingen den Strand hinaufging, wusste sie, dass sie in der Wirklichkeit unzerstörbar war? Nein, das wusste sie nicht. Der Teil in ihr, der von dieser Unzerstörbarkeit wusste, war tief in den Abgrund des Schlafes gesunken. Als Kind hatte sie noch mit den Bäumen geredet. Ihre Puppen hatten ihr oft gute Ratschläge gegeben, und dass Engel um sie waren, hatte sie nicht erstaunt. Heute jedoch war ihr Herz schon lange voller Schatten.



Foto: PuMa 2011

Er ging über einen breiten Tangstreifen zum Wasser hinunter, und der Wind trug ihm ihre Geschichte zu. Er wusste, dass heute ihr letzter Tag hier war. Ihr Freund hatte den Wagen für die Abfahrt bereits beladen und wartete seit über zwei Stunden in der Pension auf ihre Rückkehr. Sie kamen beide aus Deutschland, aus einem kleinen Ort in der Oberpfalz, in dem man ebenso gut hätte tot sein können, wie sie oft dachte. Nun wusste sie seit fast einem Monat, dass sie schwanger war, und sie hatte

während der zwei Wochen, die sie sich für diesen späten Urlaub in der Nachsaison hatten freimachen können, jeden Tag, jede Stunde daran gedacht, es ihm endlich zu sagen. Aber es war ihr nicht gelungen, und so war von Tag zu Tag eine Traurigkeit in ihr gewachsen, die sie nicht begriff. Heute beim Frühstück, während er am Spülbecken stand, um einen Klecks Ei aus seinem Hemd zu waschen, hatte sie endgültig begriffen, dass sie es ihm gar nicht sagen wollte. Und dass sie auch nicht die Absicht hatte, mit ihm in die Oberpfalz zurückzukehren. Dieses Wissen hatte sie erschreckt und zugleich doch ganz ruhig werden lassen. Sie hatte ihm gesagt, dass sie allein noch etwas an den Strand gehen wolle und er mit dem Packen nicht auf sie zu warten brauche. Sie hatte zum Schein ein Handtuch und den Badeanzug mitgenommen, und in einer Stunde würde sie mit der Abendfähre von Vlissingen aus nach England übersetzen. Ihr Freund würde erst viel später unruhig werden, den Strand nach ihr absuchen, heimkehren, sich betrinken und dann am nächsten Tag die Polizei benachrichtigen. In ihrem Heimatort in der Oberpfalz würde man noch lange von ihr sprechen.



V.

Spaziergänger fanden Cornelius de Vries kurz vor Sonnenuntergang in Domburg, wo er unterhalb des Badpavillons zitternd zwischen zwei noch nicht abgeräumten Umkleidehäuschen im Sand saß und auf das Meer hinaus blickte. Er wäre vermutlich nicht aufgefallen, wenn er mehr als seinen roten Seidenpyjama getragen hätte. Man brachte ihn hinauf in den Gastraum, wo die Angestellten und einige späte Urlauber neben den Resten des kalten Buffets auf den Feierabend warteten. Eine der Kellnerinnen, ein großes, blasses, etwas grobknochiges Mädchen mit Sommersprossen, die nur als Saisonkraft hier angestellt war und darauf hoffte, dass sie für den Winter die Stelle der Kassiererin an der Kasse des Wellenbades würde übernehmen können, lieh ihm einen Regenmantel und ein Paar Gummistiefel, die im Frühsommer von einem Gast aus Eindhoven vergessen worden waren und seither in einer Abstellkammer neben den Reinigungsmitteln gelegen hatten. De Vries trank heißen Kaffee, und das Interesse für ihn ließ schnell wieder nach. Als er fragte, ob ihn jemand zurück nach Zoutelande bringen könne, fand sich ein älterer Mann, ein Handwerker namens Job Kluis, der gerade die altertümliche Heizung des Badpavillons repariert hatte und sich an de Vries zu erinnern glaubte. Aber der Mann meinte nicht ihn, er verwechselte ihn nur mit einem Polizisten gleichen Namens, einem Oberwachtmeister aus Middelburg, den er während des letzten Kriegsjahres gekannt hatte.

De Vries wunderte sich während der kurzen Fahrt nach Zoutelande, dass er in den Geschichten all dieser fremden Menschen und auch der Dinge, die ihn umgaben, zu versinken drohte. Es war ihm, als blicke er ungewollt durch ein Mikroskop, das ihm in kaum zu bändigender Fülle immer weitere Einzelheiten dessen offenbarte, was er jeweils gerade betrachtete. Hätte er seine Aufmerksamkeit jetzt einem beliebigen Baum am Straßenrand oder auch nur einem der unzähligen Sandkörner zugewandt, die nun zu hohen Dünen getürmt den Blick auf das Meer versperrten, die Geschichten des Baumes und des Sandkornes wären lückenlos vor ihm aufgestanden und hätten ihn überflutet. In diesem Moment begriff er, dass die Trennung, die er so sehr beklagt hatte, eine Notwendigkeit, ja, sogar ein Segen war, wenn man als Mensch in der Welt zu leben hatte. Das Einssein mit den Dingen, das Verschmelzen mit der Wirklichkeit war Glückseligkeit, doch machte es auch blind, weil ohne Teilung in Subjekt und Objekt, ohne Getrenntsein zwischen Ich und Welt, der Moment der Erfahrung unendlich wurde.



In dieser Blindheit hatte das Universum existiert, bevor es sich entschied, sich zu teilen, in einen Teil, der sieht, und in einen, der gesehen wird. Und es hatte damit zugleich auch die Sehnsucht nach der Vereinigung entstehen lassen, denn wenn das Universum sich entschieden hatte, sich durch die Optik des menschlichen Geistes zu sehen und zu erkennen, dann musste zwangsläufig ein Teil dieses Universums

unerkannt bleiben. Niemals sieht der Betrachter sich selbst, sich selbst vermag das Auge nicht zu erblicken. Hier, dachte er, steckt die Quelle all der Missverständnisse. Die Trennung ist gar nicht wirklich. Sie existiert nicht. Es ist nur ein notwendiger Trick, um sich selbst zu sehen, so wie ein Schriftsteller Figuren erschafft, um durch ihre Augen einen Blick auf sich selbst zu werfen, der ihm sonst nicht möglich wäre.

Er musste lachen. War er dem großen Autor des Universums auf die Schliche gekommen? »Hören Sie«, sagte der Mann, der ihn für einen ehemaligen Oberwachtmeister hielt und vielleicht deshalb so zuvorkommend nach Hause gefahren hatte, »ich will Sie nicht drängen, aber ich glaube, wir sind da«. De Vries wischte das beschlagene Seitenfenster frei, blickte hinaus und nickte. »Kommen Sie doch bitte noch für eine Minute mit ins Haus«, sagte er höflich, »Sie müssen sich sicher auch etwas aufwärmen, bevor Sie weiterfahren. Ich habe da einen Schlehenschnaps, der Ihnen gefallen wird«. Sie tranken den Schnaps in der Küche, und Job Kluis hob sein altes, unrasiertes, hinter einer mit Pflaster geklebten Hornbrille verborgenes Eulengesicht, um de Vries zu fragen, ob er sich noch an die Moffen und den Krieg erinnern könne. Ja, antwortete de Vries, das könne er. An die Deutschen, an das ganze überschwemmte Walcheren, an die Landung der Alliierten und an seinen Vater. Kluis trank einen zweiten Schnaps und nickte ihm vieldeutig zu.

De Vries schwieg. Er sagte nicht, dass sein Vater Rabbiner gewesen und im Frühjahr 1944 in Bergen-Belsen ermordet worden war. Er erzählte nicht, dass er selbst bei der Landung der Alliierten am 1. November 44 von einem der ersten Boote der Task Force aus bei Westkapelle an Land gegangen war. Das brauchte Job Kluis nicht zu wissen. »Am 8. November erst«, sagte Kluis, als habe er de Vries' Gedanken belauscht, »haben die Moffen kapituliert. Ich war damals noch ein kleiner Junge, aber ich habe gesehen wie die Kriegsgefangenen zusammen getrieben wurden«. Er stellte sein leeres Glas auf dem Spültisch ab und rieb sich vor Verlegenheit unschlüssig die Hände. Für einen Augenblick konnte de Vries das verstörte, magere Kind sehen, das Job Kluis vor Jahrzehnten einmal gewesen war. Das rührte ihn. Ohne die Dichter wären die Menschen stumm, dachte er, und ihr Elend hätte keine Stimme.

Eine knappe Stunde später, Kluis war längst fort und de Vries hatte heiß geduscht, sich umgezogen, etwas gegessen und sich dann an den Schreibtisch gesetzt, klingelte das Telefon. Es war Melle in Amsterdam, der ihn sofort zu Johanna durchstellte; de Vries hatte es vorher gewusst. »Geht es dir gut«? fragte sie. »Wann kommst du zurück? Ich habe den ganzen Tag an dich denken müssen. Ich möchte nicht, dass du den Winter hindurch in diesem einsamen Haus bleibst«. »Es geht aber nicht anders«, sagte de Vries. »Mach dir keine unnötigen Sorgen. Ich fühle mich hier ganz wohl. Und außerdem habe ich mit einem Buch begonnen, das ich nur hier schreiben kann«. »Ein Buch? Über was?« »Über den Krieg. Über einen kleinen

Jungen im Krieg«. »Mein Gott, wie schrecklich. Muss das denn sein? Glaubst du wirklich, dass die Leute immer noch etwas über den Krieg lesen wollen, Cornelius«? »Ja, das wollen sie«, sagte de Vries, »sie müssen es sogar. Und außerdem irrst du dich. Es ist nicht schrecklich. Es ist ein ganz wunderbares Buch, voller Poesie und Leben. Ich habe noch keines geschrieben, das so lebendig gewesen ist«. »Du redest daher«, sagte Johanna, »als sei das Buch schon fertig«. Nun, das ist es auch, dachte er. Es ist schon da. Ich muss es nur noch auf diese Erde holen. Laut sagte er: »Warum kommst du nicht für einige Wochen zu mir? Ich werde den ganzen langen Winter über für das Buch brauchen, und es wäre schön, wenn du mich dabei einige Schritte weit begleiten könntest«. Johanna versprach es ihm, aber sie mochte noch keinen bestimmten Tag für ihre Ankunft nennen, und so wusste er, dass sich dieser Wunsch nicht erfüllen würde.

Später, als er längst nicht mehr an Johanna und dieses Gespräch dachte, fiel ihm der Tag wieder ein, den er in London im Hotel nahe des Richmond Parks verbracht hatte. Und zusammen mit dieser Erinnerung beantwortete sich auch die Frage, die er sich damals gestellt hatte. Die Frage nach dem Ort, an den er zurückkehren könne. Er war bereits zurückgekehrt. Zurück in die Sprache. In das schriftliche Abbild der Welt.



Peter H. Gogolin wurde 1950 in Holstendorf/Holstein geboren. Er lebt und arbeitet heute als Schriftsteller und Schreib-Coach in Wiesbaden. Schwerpunkte seiner Arbeit liegen auf den Gebieten Roman, Erzählung und Bühnenstück. Er erhielt für sein Werk u.a. den Hamburger Förderpreis für Literatur, den Preis der Deutschen Akademie Rom, Villa Massimo, den Stadtschreiberpreis der Stadt Esslingen und den Wolfgang-A. Windecker Lyrikpreis. Die Inszenierung seines Stückes "Das Geheimnis des Alten Waldes" erhielt den Marburger Kinder- und Jugendtheaterpreis. Zuletzt erschien: "Calvinos Hotel", Roman, 2011, "Seelenlähmung", Roman 2011, "Der Schatten Gottes", Phantastische Erzählungen, 2011. Weitere Informationen: www.peter-gogolin.de

Reder & Antwort

Der Aufgeputzte

Von Ewart Reder

Überraschung auf der Wies'n:

Herr Ratzinger, was machen sie denn hier? Sie war'n doch erst da?

Schwein essen & Bier trinken sind Glaubensdemonstrationen. Da guckt der Moslem.

Ihr sollt niemanden unter euch Vater nennen, sagt Jesus. Sie nennen sich Heiliger Vater. Weshalb?

Schauens, Jesus ritt einen Esel, ich fahre Lamborghini. Andere Zeiten, andere Schlitten.

Sie fahren nicht mehr dieses ...

Parkens damit mal an der Wies'n bittschön! Für da haben wir was Unauffälliges gebraucht. Und gefunden: auf der IAA. Gell, der Name ist lustig, als ob Jesus da auch gekauft hätte ... auf derer I-A – Ausstellung! (Lacht herzlich.)

Wie bitte, Sie waren ...

Fehler des Reisemarschalls. Ich sollte die HI. Buchmesse lesen in Frankfurt. Die war aber noch nicht angegangen. Ich hätte da auch die schönen Schoßgebete gesprochen ... oder wie das geht.

Sie sind Roche-Fan?

Freilich, ist ja eine von unsern. Schwester Charlotte erklärt Ehepaaren, wie sie die Scheidung vermeiden. Ihr Projekt und meins sind im Ergebnis gleich: „Sex ist so

*lebensbejahend, weil er ohne den Kopf auskommt.“ Ergänzen darf ich: Und ohne Kondom!
Sonst ist das Schoßgebet ungültig.*

Zwei Millionen Aids-Tote in Afrika jedes Jahr – was fällt Ihnen dazu ein?

Ihr Gebet war korrekt.

Vier Millionen Hungertote jedes Jahr – Ihren Kommentar bitte.

No comment. Pius XII. schwieg auch.

Warum schweigen Sie nicht ganz?

*Weil ich unfehlbar bin. Wahr sein können nur Aussagen, ergo muss ich was sagen. Als
Philosoph weiß man sowas. Weniger wichtig ist, zugegeben, was ich sage.*

Also was Sie anhaben? Das Freiburger Gewand wird auf zwei Millionen geschätzt. Sie
tragen es eine Stunde.

Die Blattgoldfäden gabs in Japan billiger. Und die Seide – ist aus China! Noch Fragen?

Sie tragen ein neues Papstwappen. Es zeigt wieder die Papstkrone – als Symbol der
Weltherrschaft?

*Nicht direkt. Die Tiara stammt in ihrer Endform aus dem 14. Jahrhundert. Das Papsttum des
14. Jahrhunderts hat die Banken erfunden. Merken Sie was? Wir wollen helfen, wollen
retten. So sind wir. Der Finanzmarkt ist doch unser Baby! (Weint.)*

Martin Mosebach rühmt die Tiara als Zeichen einer Diktatur ...

Ist das der Fußballer, der mir in der ZEIT huldigte?

Nein, das war Beckenbauer. Mosebach ist Autorendarsteller.

Ach richtig, Bruder Martin, der Sucher der blassblauen Stilblüte. Schwester Charlotte und ich verkaufen uns besser. Besser, alle lesen ein Buch und nicht jeder, was er will. Grad wie in der Kirche.

Vielen Dank Herr R. und viel Spaß weiter auf der Wies'n!

ROLF KRIEGER`S PAPSTSTUHL



Martine Lombard

Kampfkunst (Auszug)

Die Luchsin und ich starren aus unseren Ohrensesseln auf die singenden Kindermünder: Der Dresdner Kreuzchor, zu Freds Ehren. Für seine Tochter liegt eine Fernsehzeitung mit angekreuzten Kindersendungen auf dem Tisch.

Von der Seite beobachte ich das versteinerte Gesicht der Luchsin, die farblosen Pupillen, in denen sich die Mattscheibe spiegelt. Den Teller mit der unberührten Scheibe Gänsestopfleber auf ihrem Schoß.

Fred ist nicht gekommen.

Ich nehme die Fernbedienung und stelle den Ton lauter, den Blick weiter auf die Münder geheftet, haarscharf am Christbaum mit den Blechengeln vorbei, unter dem mein alljährliches Sockenregiment liegt.

Plötzlich halte ich es nicht mehr aus. Ich stehe auf und deklamiere:

„Es schneit. / Ein Hund will ich sein, ein / Dorfhund in einem Gerstenfeld, / nein, ich will / jener schlafende Bär sein, / der tief im Berg sitzt / und von nichts weiß, / während der Schnee fällt, / während es schneit.“

Die Luchsin schaut durch mich hindurch.

„Das ist von Ko Un“, kläre ich sie auf und gehe in den Flur, um ihre Präsentpackung zu holen: Ein Stück Seife, eine Flasche Kölnischwasser und einen Waschlappen, das Ganze in einer Metallschachtel, wie sie sich seit Jahren im Keller stapeln, jedes Jahr eine mehr. Voll oder leer - nie habe ich mich aufgerafft nachzusehen.

Als ich mit der Packung zurückkomme, sitzt die Luchsin nicht mehr da.

Ich rufe: „Mutter?“

Eine harte metallische Umdrehung. Sie hat sich im Schlafzimmer eingeschlossen. Ich pule mir ein Stück Stopfleber von ihrem Teller ab, den sie auf dem Stuhl zurückgelassen hat und stehe eine Weile ratlos herum, dann blase ich die Kerzen aus und verdrücke mich nach oben in meine Mansarde.

Durch die Dachluke dringen die Glockenschläge der Kirche vom Seniorenheim.

Sonst Stille. Ich setze mich aufs Bett.

Sie hat mich noch nie geliebt, die Luchsin liebt nur Fred. Ich bin jeden Tag bei ihr, aber mich, ihren Älteren, will sie nicht, liebt sie nicht, das sehe ich an ihrem Blick, der mich manchmal streift und dann ganz woanders ruhen bleibt, nur nicht auf mir.

Und wer SIEHT MICH?

Mademoiselle Gilbert, vielleicht. Wenn sie wollte. Wenn sie sich im Fenster nach mir umgedreht hätte, als ich vor ihrer Praxis stand und klingeln wollte. Und nicht konnte.

Ich beuge mich vor und ziehe die Schultern zusammen, drücke die Nägel in die aufspringende Haut meiner Ellbogen.



©Stefan Kubicka

Es riecht nach ausgeblasenen Kerzen, als ich wieder unten im Wohnzimmer stehe. Auf dem Bildschirm schweben stille Landschaften vorbei, tauchen die Wände in flackerndes Grau. Ich schleiche zum Christbaum. Ich will trotzdem meine Socken. Sie liegen da, paarweise zusammengekettet. Dicke Strickwolle, vermutlich grau in grau gerippt. Was soll sie mir auch sonst schenken? Was weiß sie schon von mir? Ich hocke mich hin, stelle meine Präsentpackung dazu. Und aus Gemeinheit den Farbkasten für Freds Tochter. Dann nehme ich ein Sockenpaar in die Hand. Das Grau ist in Wirklichkeit Grün, mit schwarzen Rhomben. Jedes Paar ist anders

gemustert, eines hat sogar eine rot-schwarz geringelte Ferse.
Sie wollte eine freudige Note dieses Jahr. Oder waren die für Fred gedacht?
Wie sie vorhin im Sessel saß, zusammengefallen wie eine Greisin.
In dem Moment geht die Schlafzimmertür auf, und die Luchsin kommt mit einem Stapel Bügelwäsche heraus. Sieht ihr ähnlich, letztlich hat sie nicht mal geweint, sondern gebügelt. Auch Hemden von mir.
Sie sieht mich nicht gleich. Sie ist sich sicher, allein zu sein. Das war es, was sie wollte.
Mit einem Ruck richte ich mich auf, rage vor ihr aus dem Nichts. Sie lässt den Wäschestapel fahren, fasst sich an die Brust.
Ich strecke die Hand nach ihr aus. Doch sie weicht mir aus, die roten Augen aufgerissen. Eine Strähne hat sich aus dem Haarnetz gelöst.
Ihr Blick fällt auf die Präsentpackung. Sie stößt mit ihrem Scholl-Schuh dagegen. Scheppernd stürzt die Packung um.
„Deinen Blechnapf kannst du gleich wieder mitnehmen!“
Dann entdeckt sie den Farbkasten, sie bückt sich, hebt das Kärtchen, liest.
„Für Emelie vom Straßburger Weihnachtsmann.“ Ein Laut durchfährt ihren Körper.
„Das ist ja hinterfotzig“, keucht sie und geht auf mich los.
„Du mit deiner Art, du versaut mir mein Leben!“ brülle ich und hebe die Arme.
Ihre Brustungeheuer drängen mich an die Wand. Sie zischt:
„Dann leiste erstmal was!“
Sie will mich ins Gesicht schlagen, doch ich packe ihren Arm und biege ihn nach hinten. Die Luchsin ächzt, ich sehe in ihr schmerzverzerrtes Gesicht, dicht neben mir ihr Kinn, zwei borstige Härchen sind ihr gewachsen in letzter Zeit. Ihr Atem rasselt, Haarsträhnen beben an meiner Wange, eng umschlungen stehen wir beieinander.
Als ich ihren Arm heruntersacken lasse, ruckt es, und sie unterdrückt einen Schrei.

Das unstete Knarren der Dielen, als sie in ihr Zimmer zurückstolpert, wie betrunken. Türschlagen.
Ich stehe da, gelähmt. Als ich die Hand öffne, schwebt ein Haarbüschel auf die Wäsche zu meinen Füßen.
Ich ziehe die Tür hinter mir zu, steige hoch zu mir und lausche.
Nichts.
Ich setze mich aufs Bett, nehme mein Koreabuch, blättere darin.
„Die Mutter, die mit ihren groben Händen unsere Tränen abtrocknete, und der Vater, der uns wortlos liebte, der ofenwarme Schoß der Großeltern. Wir zeigen uns für die Liebe unserer Eltern erkenntlich, egal wie schwer der Alltag ist. Das ist ‚Chjo‘, der Respekt vor den Eltern.“
Hinuntergehen, klopfen. Die Luchsin durch die verschlossene Tür um Verzeihung bitten?

Aus dem Radiowecker plärrt Radio Regenbogen. Ich ziehe den Stecker heraus.

Auf dem Nachttisch die offene Flasche mit den Einschlaftröpfen.

Die Luchsin liegt am Boden, das Nachthemd ist hoch gerutscht, ein Aberwitz bei der Kälte im Zimmer. Ich schiebe den stummen Diener beiseite, über dem ihre Stützstrümpfe hängen und schließe das Fenster. Die Luchsin schläft grundsätzlich bei offenem Fenster.

Schließ.

Schläft jetzt. Oder doch nicht?

Ich lasse mich auf ihr Bett fallen. Ich müsste etwas tun. Stattdessen betrachte ich ihr Gesicht, das durch die losen Strähnen etwas Verwegenes bekommen hat, den schiefen Mund, die halboffenen Lider mit den zurück gekippten Pupillen.

Leise rufe ich sie an: „Mutti.“ Zögernd kommt meine Hand hervor, streichelt ihren Kopf, ihr langes offenes Haar.

Meine Schuld. Meine Strafe.

Ich ziehe einmal heftig. Ihr Kopf ruckt zur Seite. Doch dann ein kaum hörbares Stöhnen. Wirklich? Ich knie nieder zu ihr, spüre einen Hauch an meiner Ohrmuschel. Kühl, warm. Ein, aus. Meine Ellbogen fangen an zu jucken. Gerade hatte ich mich daran gewöhnt, dass sie tot ist. Was soll ich machen? Ihre Beine. Ein Hämatom, kranzartige Äderchen.

Sie stammelt irgendetwas, vielleicht „Wasser“ oder etwas Gemeines. Oder war es nur ein Röcheln?

Soll ich sie liegenlassen? Einfach aus dem Zimmer gehen und die Tür zumachen? Nicht mehr wiederkommen?

Aber vielleicht sieht sie mich ja, hinter ihren Lidern.

Schwerfällig komme ich hoch, remple gegen die Kommode, stoße mich an der Tür. Im Flur steht das Telefon. Ich drücke die Notruftaste, die die Luchsin vor Jahren rot eingekreist hat und melde einen Notfall. Auf einer zweiten Taste klebt ein Etikett mit der Aufschrift „Lauser“. Ich zögere. Zwei Klingelzeichen, dann der Anrufbeantworter, Freds Stimme auf Deutsch, mit französischem Akzent. Ich lege auf und gehe zurück ins Schlafzimmer, setze mich wieder aufs Bett und warte neben ihr, dass der Krankenwagen kommt. Vielleicht ist es dann schon zu spät.

Still sitze ich da und versuche mir vorstellen, wie es einmal war mit diesem weichen Körper. Wie er mir Platz bot, wie ich darin lag und meine Purzelbäume schlug. Schwerelos in ihm durch die Welt schwebte.

Dass Vater eines Tages sein Geschlecht in sie hineingesteckt und mich gezeugt hat. „Mit dir hat mich dein Vater festgenagelt“ hat sie einmal zu mir gesagt. „Sonst wären wir viel früher auseinander.“ Fred später, den wollte sie, er war ihr Sonnenschein damals und auch danach, als Vater auszog und wir nie wieder von ihm reden durften.

Eine Schwester beugt sich über einen Wagen mit Frühstückstabletts. Ich gehe an ihr vorbei, durch die Flügeltür, bis zum Fahrstuhl, drücke auf den Knopf und steige ein.

Mindestens zehn Tage zur Abklärung, danach sehen wir weiter, hat der Arzt zu mir gesagt. Die Vergiftung hat einen Schlaganfall ausgelöst. „Stellen Sie sich auf einen Pflegefall ein.“

Ist das jetzt besser oder schlimmer als vorher?

Ich kann nicht anders und fühle mich schlecht dabei: Ich male mir aus, wie es gewesen wäre, wenn ich sie jetzt beerdigt hätte. Die Vorbereitungen, Fred und ich beim Bestatter. Das Beileid der Trauergäste, alles Ladenbesitzer und Leute aus unserer Straße, die aufgeschlagenen Erinnerungsbücher am Eingang zur Kapelle, ich mit Fred in der ersten Reihe, vor uns ihr Eichensarg, auf einem Rollgestell aufgebahrt, denn so ein Gewicht kann man niemandem zumuten. Der Priester betet die Lebensgeschichte der Verstorbenen und ihrer beiden wertvollen Söhne herunter und lobt ihre Tätigkeit im Seniorenheim; mein Blick bleibt ganz hinten an einem knorrigen Alten mit eingesunkenem Kopf hängen, der wie ein Marabu auf der Kirchenbank hockt und sich mit einem Taschentuch unablässig das Auge betupft – ihr Liebling, Monsieur Bloch, von dem sie mir beim Kassleressen immer erzählt hat. Rucken. Der Fahrstuhl hält. Pförtnerloge, Ausgang, graugesichtige Männer in Trainingsanzügen, Zigaretten rauchend neben ihren Infusionsständen. Ein Pflegefall. Ich trete ins Freie. Mindestens zehn Tage Krankenhaus. Das sind, genauer betrachtet, zehn Tage Ferien. Eine Melodie summt auf in mir, von irgendwoher, während mir die Dezembersonne ganz leicht den Rücken wärmt, fast eine Täuschung.

Plötzlich weiß ich, was ich WILL.

Ich lege den Kopf an die Scheibe und luge ins Innere. In der Praxis ist alles dunkel. Aber beim letzten Mal habe ich gesehen, dass Mademoiselle Gilbert in den hinteren Räumen ihre Wohnung hat.

Ich klinge.

Unsere Augen dies- und jenseits der Scheibe treffen sich. Zittern für einen Augenblick wie Kompassnadeln. Kim Kwang-Kyu.

„Meine Mutter liegt im Krankenhaus.“

Ich dränge mehr an ihr vorbei, als dass sie mich hineinlässt. Wir stehen uns gegenüber, sie im dünnen kurzärmeligen T-Shirt, als wäre jetzt Sommer.

Ein Raum, der offen war, ist nun geschlossen / zum Bersten gefüllt.

Ihr Gesicht verrät Überraschung, dann Bestürzung.

„Was?“

„Schlaganfall. Gestern Nacht ist es passiert, nach unserer Bescherung.“

Das letzte Wort klingt weinerlicher als beabsichtigt. Ich schlucke, meine Mundwinkel

ziehen und zerren, Angst? Ein absurder, dämonischer Lachkrampf, schiere Freude, keine Ahnung, was im nächsten Moment aus mir herausbrechen wird.

„Das ist ja schrecklich, gerade zu Weihnachten“, flüstert Mademoiselle Gilbert und fasst mich am Arm. Die Berührung bringt mich fast um den Verstand, und ich grabe mir die Nägel in die Handballen und zwingen meine Gedanken zurück in das kalte Schlafzimmer der Luchsins. Ich, ihr Sohn, wie ich sie am Boden finde. Ihre Oberschenkel, der Fleck, die Äderchen, plötzlich ist das Wort „Besenreiser“ da, es reizt zum Lachen, gerade noch bekomme ich die Kurve zu ihrem Haar, meiner Hand darin. ‚Mutti‘ denke ich, und mein Brustkorb öffnet sich, ein Wiehern entsteigt, ein Schluchzen, das mich bald aus den Angeln hebt. Gott sei Dank. Heul ruhig, Paulchen. Du musst getröstet werden.

Mademoiselle Gilbert redet leise auf mich ein, führt mich ins Innere. Aber nur bis zum Fußpflegesessel am Ende des Flurs. Auf einem Tischchen steht eine Aromalampe, aus der bläulicher Nebel quillt. Mademoiselle Gilbert legt die Hand auf meine Wangen, ich lege meine darüber, spüre meine Bartstoppeln. Einen Moment steht sie so mit mir da. Das Schluchzen lässt nach, und ich spüre, wie mein Gesicht erschläfft. Ein Zusammensacken von oben nach unten. Soll sie mich in die Arme nehmen. Sonst falle ich. Stattdessen drückt sie mich sanft in den Sessel und bückt sich nach meinen Füßen. Doch ich ziehe sie weg und kreppe hastig meine Ärmel hoch. Ein Knopf springt ab. Sie zögert, abwartend.

„Die hier haben es nötiger“, flüstere ich und muss mich räuspern. Ich nehme ihre erstaunlich kleine Hand und lege sie auf meinen rot gescharrten Ellbogen.

„Dann ziehen Sie doch das ganze Hemd aus“, sagt sie, ich traue meinen Ohren kaum. Hastig ziehe ich mich aus, sitze mit nacktem Oberkörper im Fußpflegesessel, das Hemd zwischen den Händen. Sie nimmt es mir ab und hängt es an einen Haken.

Prüfend streicht sie über meine Haut, es klingt wie Pergament.

Nach einer Weile geht ihre Hand fort, und ich warte fröstelnd, während mir der Schweiß über die Rippen rinnt. Leise Geräusche im Hintergrund. Glas, Flüssigkeit, irgendwo hineingefüllt.

Schritte, ihr Zopf, den ich am liebsten fassen würde, als sie sich zu mir herunterbeugt. Warmes Öl. Ihre Finger sind sanft und doch fest und zupackend, als sie es einmassiert, und tatsächlich nimmt sie die feine Haut meiner Ellbogen und erforscht, wie ich es mir schon immer erträumt habe, meine Ecken und Kanten, spürt die verborgenen weichen Stellen auf, fährt hoch bis zu meinen Schultern, vom Tischchen steigt blauer Dampf auf, und ich könnte schreien vor Glück.

Abend. Das kaputte „N“ des „Ancre“ klafft schwarz in der Leuchtbuchstabenreihe. Ich steige die drei Stufen zur Gaststube hoch, öffne die Tür und zerteile den Filzvorhang. Zigarettenmief. Ich warte, bis meine Brillengläser klar werden. Dann gehe ich an dem blinkenden Weihnachtsbaum vorbei zum Ausschank.

Wortlos stelle ich mich zu den Männern in blauen Arbeitsanzügen an den Tresen. „Macht ihr drüben in der Mälzerei keinen Feiertag“, will ich fragen. Aber eigentlich ist es mir egal. Einundzwanzig Uhr, sagt die Wanduhr, fünf Uhr bei den Koreanern, Beginn der Frühschicht.

Ich mache eine Kopfbewegung, die „für alle“ heißen soll. Ich kenne niemanden von der Runde. Die Wirtin nimmt meinen Schein und lässt die Flasche über den Schnapsgläsern kreisen.

„Meine Mutter liegt im Krankenhaus. Schlaganfall“, sage ich zu dem Ältesten, einem weißlockigen Mann mit schmaler, rot geädert Nase. „Prost.“

Wortlos stößt er sein volles Glas gegen meins. Auch die anderen sagen nichts, eine echte Schweigeminute ist das. Ich stürze mein Glas hinunter und mir wird von innen heiß. Die nächste Runde gibt der Weißgelockte aus, ich proste ihm zu, er ist der Chef, der Vorarbeiter in der Werkhalle, dem ich soeben die Mitteilung von der plötzlichen Erkrankung meiner Mutter gemacht habe. Gleich wird er ein Tablett oder eine Schachtel nehmen und Geld für mich sammeln, damit ich die Heilungs – oder im Falle des Ablebens – die Bestattungsrituale ausrichten kann; mein Wechselgeld auf dem Tresen bildet den Anfang der Sammelaktion. Manche weinen, obwohl sie die Luchsin nie gekannt haben. Ein jüngerer Arbeiter mit langen Koteletten beugt sich vor, vermutlich wird er mir anbieten, dass seine Frau für mich kocht.

Die Wirtin dreht das Radio lauter. *Petit Papa Noël*. Ich nicke wieder. Sie füllt nach und dann noch mal, bis die Bilder in meinem Kopf seitenverkehrt tänzeln. Kurz flackert das Nachthemd der Luchsin auf, dazwischen Mademoiselle Gilberts Zopf. Mein Wechselgeld ist weg. Die Wirtin hält die Hand auf, sie will mehr.

Ich erhebe mein Glas und sage laut:

„Liebe Kollegen, es gibt aber auch eine gute Nachricht. Ich habe mich heute verlobt.“

Kopfnicken. Schulterklopfen, meine Knie knicken ein. Auf ex.

<p>Martine Lombard, geboren 1964 in Dresden, lebt in Straßburg, Sprachen- und Dolmetscherstudium, Arbeit bei ARTE Veröffentlichungen. «Revue alsacienne de littérature, Straßburg 2010, «Herdenlauf», in <i>Und an den Häusern hängen Engel</i> Textmanufaktur, Leipzig 2010; Finalistin Werner-Bräuning-Preis, Leipzig 2010; Romanprojekt « Kampfkunst »</p>
--

Das Interview



“ Westerners and Americans are surprised of the current Arab revolutions”

Naomi Wolf

Naomi Wolf is a famous American writer and social critic, born in San Francisco on November 12, 1962. She is the daughter of Leonard Wolf, the editor of gothic romances like “Dracula” and “Frankenstein”. Wolf was married with David Shipley, the “pen” of president Bill Clinton.

In the early 1990s Wolf became a speaker for the so-called third-wave feminism after the edition of her first book “The Beauty Myth”.

Her actual title “The End of America” describes the way of the American nation away from democracy. Wolf concerns that the USA took follows a blueprint which is to be seen in history, turning an open society into a dictatorship.

In the following interview with Naomi Wolf describes her point of view and thoughts about the Arabic world.

Interview: Rachid Filali, Algeria

Rachid Filali: “The End of America”. Is America really ending? Do you prove this in your book?

Naomi Wolf: *America is at risk of "ending" in the sense that America was meant by its founders to be a source of justice and freedom, and that has been part of its stated ideals. It has been in the past a strong democracy but that democracy is weakening and it has lost its role as supporter of liberty overseas and has become a force for oppression in many parts of the world.*

Rachid Filali: You are the most prominent defender of gender equality, social justice and the defense of liberty in America and internationally. Why do you defend all that?

Naomi Wolf: *That is difficult to answer. I want a free world for my children and yours, and I see all of us as part of one human family and that all people have the right to liberty and justice -- so if you believe that you just take on the battles that you see before you. As so much of the Arab world is doing now.*

Rachid Filali: Why did you choose journalism?

Naomi Wolf: *My father is a writer so I saw that it was possible; and he is happy with the power to express himself. I was supported at a young age in my writing life and also I found there were things I wanted to say.*

Rachid Filali: How do you see the recent events of the Arab world and what is your outlook for the future of the Arab world?

Naomi Wolf: *It is incredible, so inspiring to so many of us in the United States and throughout the West. The Arab world is so often seen through the distorted lens of the American media as being "unready" for democracy, and painted as hungering for fanaticism. It is amazing and world changing for me and for the West to be able to see for ourselves what a lie this is and to hear the voices of Libyan, Moroccan, Tunisian and Egyptian people on twitter, blogs and so on speaking for themselves about justice and freedom. And to see the courage people throughout the Arab world are showing in risking or giving their lives for freedom -- and the discipline they are showing in protesting so nonviolently -- is beyond words inspiring and I believe it will make it far more difficult for the US government to lie to the American people about the Muslim world and how it "hates our freedoms", which our leaders tell us all the time.*

Rachid Filali: Is "democracy" often used in a wrong way? For example if dictators in different states call themselves democratic.

Naomi Wolf: They do. People need to be always vigilant and skeptical about repressive leaders using the language of democracy but not putting in place the

reality.

Rachid Filali: Is the writer "Tom Wolfe" one of your relatives?

Naomi Wolf: No. *I am Jewish, I do not believe he is.*

Rachid Filali: How do you see contemporary Arabic literature ... Which Arabic Writer you prefer most?

Naomi Wolf: *I am embarrassed to say I do not know enough about this. If you give me a reading list I will start in on it in translation. The text in Arabic I am most familiar with in translation is the Holy Koran. I have read some work of Muslim feminists in translation. I have a great deal to learn.*

Rachid Filali: Did you read some of the Algerian literature?

Naomi Wolf: *No I am sorry, but I will.*

Rachid Filali: What is your philosophy in life?

Naomi Wolf: *Just try to love and be fair.*

Rachid Filali: What is your next project?

Naomi Wolf: *A website that uses technology to teach people around the world how to build democracy.*

Rachid Filali: Shukran!

Rachid Filali: Journalist, translator and poet from Algeria



Marco Kerler

Off Road

Im Auto als Beifahrer

bestimme ich den Beat

Du schreibst Schlangenlinien

aufs asphaltierte Blatt

Ich knipse Fotos

mit Bleistift

Hab meinen Namen

noch nicht gefunden

off road

und du

nennst dich den neuen Baudelaire

Ich pflanze Lettern

im Aschenbecher

Nichts Neues am Rand

Ende der Welt

Googel Maps

hat die Karten erfunden

Die Runden

auf verkratzter LP

Wir fahren

dem Mond in die Fresse

1985 in Ulm geboren. 2007 erschien sein Debüt „Damn Poetry“. 2010 sein Chapbook „NotGroschen“. Er ist Mitglied der Ulmer Autoren 81 e.V.. Weitere Texte von ihm sind in diversen Anthologien und Magazinen veröffentlicht.

Martin Alexander Sieber

Einschlafen

Schon lange liege ich hier auf dem kühlen Holzboden. Es ist dunkel im Zimmer, so wie ich es am liebsten habe; die Erscheinungen sind dann so schwach und ängstlich wie ich selbst.

Das Gewitter ist vorübergezogen, auch der Regen hat aufgehört; nur manchmal wird die Nacht noch geräuschlos von Blitzen erhellt, und in diesen Momenten steht das Zimmer vor mir wie ein einziger Schrecken.

Ich wälze mich auf die andere Seite und unmittelbar vor mir sehe ich ein Kaninchen. Es blickt mich kurz an, dann läuft es davon und es bleibt nur der braune Fußboden. Häufig sehe ich in die Muster des Raumes Tiere und Menschen hinein. Jetzt entsteigt ein Mann der Tapete. Er scheint etwas im Zimmer zu suchen; dann ist auch er mit der Luft eins geworden, die meinen Rücken angenehm umfährt. Ein Windspiel geht draußen, das ist wie ein Atmen. Einmal verstummt es plötzlich, sodass ich erschrecke. Doch dann höre ich wieder dieses schöne Gluckern und es ist, als ob die Regenrinnen in meinen Körper zweigen und alles Wasser in mir zusammenfließe. Oft sind es Geräusche, die mir meine Lebenszeichen zutragen: Der Regen, das Wasser oder dieses zerrissene Spiel im Wind. Aber auch der kühle Boden unter mir oder das sanfte Streicheln am Rücken halten mich im Kontakt mit der Welt. Nur wenn es ganz still ist, fürchte ich mich. Dann zwicke ich mich in den Arm und bin allein in meinem Schmerz.

Ich war, wie sie mir später sagten, schon früher ein seltsames Kind. Auch ich hatte wohl einmal Vater und Mutter, ich erinnere mich, wenngleich nicht in sinnvoller Reihenfolge. Manchmal tauchen vor meinem Auge noch heute Bilder aus der Vergangenheit auf. Ich sehe fremde Länder, Farben in der Sonne, die mir in den Augen schmerzten. Am schönsten waren die Nachtfahrten; stundenlang sah ich da Häuser und Bäume schemenhaft an mir vorüberschnellen und empfand das wohlige Gefühl der Bewegung, hörte das monotone Rauschen der Zeit. Manchmal blickte meine Mutter nach hinten, um zu sehen, ob wir Kinder auch schliefen, und schnell schloss ich die Augen. Aber dann sah ich all das noch immer, ohne dass einer es merkte.

Ich gewöhnte mich daran, die Welt mit geschlossenen Augen zu sehen. In unserer alten Wohnung zum Beispiel, da konnte ich sehen, wie der Lastwagen den Supermarkt beliefert: Die scheppernde Wagentür, das Surren einer Laderampe, ein paar unverständliche Befehle, die durch das Fenster an mein Ohr drangen. Und wenn sich die Welt so ein zweites Mal hervorbrachte, leichter und loser als in Wirklichkeit und die verbindenden Fäden zu den Bildern und Gedanken kurz vor dem

Einschlafen jederzeit zu zerreißen drohten, dann schloss sich plötzlich ein zweites Auge über meinem Inneren und es wurde dunkler. Ich erinnere mich noch an den kurzen, aber tiefen Schrecken, der mich damals durchfuhr, bis ich begriff, dass ich noch lebte: Es war nur die Straßenlaterne, die sich wenige Meter direkt unter unserem Fenster befand und im Sommer für gewöhnlich gegen fünf Uhr ausgeschaltet wurde. In den kälteren Jahreszeiten orientierte ich mich an den Straßenbahnen, die zunächst nur selten, doch dann in einem regelmäßigen Rhythmus verkehrten, sodass ich ganz unruhig wurde. Sich in dieser Welt zu bewegen, fiel mir schwer. Ich konnte die Bewegungen der Menschen und Maschinen nicht voraussagen; immer hatte ich Angst, mit ihnen zusammenzustoßen, und selbst Rauchschwaden und Spiegelbildern wich ich aus in einer schreckhaften Bewegung. Nie wollte ich aufstehen, und meine Eltern hatten Mühe, mich morgens in die Schule zu schicken. Da ich nur wenig sprach, mieden mich die anderen Mädchen. Und irgendwann hörte ich im Kopf etwas zerreißen wie ein Blatt. Ich kann nicht sagen, dass es unangenehm gewesen wäre, im Gegenteil: Seitdem Ursache und Wirkung verwundert Abschied nahmen voneinander, fühle ich mich ganz leicht. Jetzt kann ich soviel schauen, wie ich nur will. Ich habe mich an das Schauen gewöhnt. Schaut man nur noch, wird alles unwirklich. Diese Unwirklichkeit ist das Einzige, das ich mag.

Es ist ein absonderliches Leben, das wir hier führen. Wir sind wie Königinnen und jede herrscht über ein eigenes Land, dessen Grenzen unbesiedelt sind und karg. Von den anderen bleiben nur Worte und Gesten, die uns fremd sind und die wir nicht verstehen. Dennoch geraten wir nie aneinander. Zu Beginn sind wir noch manchmal auf die Balustrade unseres Luftschlosses getreten und haben auf die Welt geschaut. Doch schnell haben wir die Hände schützend vor die Augen gehalten und sind ins öde Innere des Raums zurückgekehrt. Da tanzten dann überall dunkle Flecken an den Wänden. Und immer war es das Licht, das die Bilder gebar, auch der milde Mondschein in der Nacht.

Nie mehr verlassen wir diesen Bau, der uns vor der Welt schützt.

Diese grelle Welt der Farben und Bewegungen ist uns nicht zuträglich. Wir haben auch alle Gegenstände und Möbel ausräumen lassen, die man uns zur Verfügung stellte, vermutlich, um unserem Leben eine Erinnerung an früher zu geben. Aber ihr stummes Starren bedrückte uns, und so gibt es heute nur den Boden und die Wände.

Es blitzt schon wieder, und ich bin nur ein Schatten an der Wand. Diesmal geht das Windspiel hell und aufgeregt. – Was hat es zu bedeuten, dass sich die Tanne da draußen vor unsichtbaren Schmerzen windet? Woher kommt dieses Klopfen auf dem Boden? Ist jemand im Zimmer? Ich weiß es nicht. In der Welt, in der ich bin, gibt es

nichts Festes und nichts Bleibendes. Aber auch die Gesichter und Erscheinungen sind so wirklich wie die Schläge meines Herzens.

Martin Alexander wurde 1980 in Duisburg geboren, Er lebt in Dortmund. Studium der Erziehungswissenschaften in Bielefeld. Freies Literaturstudium.

PREISE & STIPENDIEN

Einsendung bis zum 16. Oktober 2011

Deutsch schafft Wissen

Der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) und das Goethe-Institut laden Sie ein, kreativ zu sein: Zeigen Sie, dass die deutsche Sprache in den Wissenschaften Zukunft hat!

Willkommen sind Ideen, die die Beziehungen zwischen der deutschen Sprache und den Wissenschaften versinn(bild)lichen – in Form einer grafischen Skizze, eines witzigen Werbespruchs oder eines ausgereiften Plakatentwurfs!

Dotiert mit 1. Preis 3.000,- € , 2. und 3. Preis 1.000,- €

www.goethe.de/lhr/prj/diw/pwb/deindex.htm

Einsendung bis zum 31. Oktober 2011

Othmar-Seidner Jungautorenpreis 2011 / *Lyrik von Jungautoren (17 – 21 Jahr)*

Die Gesellschaft der Lyrik Freunde, Innsbruck/Österreich schreibt erneut den ihrem Mitglied Othmar Seidner gestifteten Preis für Jungautoren von 17 – 21 Jahren aus. TeilnehmerInnen können bis 4 Gedichte einsenden. Dotiert mit 100,- € und einer Medaille. www.lyrikfreunde.at/wb/pages/wettbewerbe.php

Einsendung bis zum 10. Dezember 2011

10. Harder Literaturwettbewerb „Trau keinem über 30“

Vor 30 Jahren 1982 wurde der Harder Literaturpreis zum ersten Mal ausgeschrieben. wurde. Ein sehr guter Anlass, dieses Motto für zu wählen. Dieses Jubiläum ist für die Gemeinde Hard zwar wichtig, diejenigen Schreibenden, die vorhaben, sich um den 10. Harder Literaturpreis zu bewerben, werden dieses geflügelte Wort der 60er-Jahre sicher mit anderen Deutungen aufzuladen wissen. Es so zu interpretieren wie es damals gemeint war, nämlich als saloppe Zusammenfassung eines ernsthaften Generationen-konflikts, ist eine interessante aber sicher nicht die einzige Möglichkeit.

Dotiert mit dem **1. Preis von der Marktgemeinde Hard** von € 5.000,- zusätzlich gelangen **zwei Förderpreise** in Höhe von je € 1.000,- zur Auszahlung. www.hard.at

Stipendien

Bewerbungen sind bis zum 31. Oktober 2011 Thüringer Autorenarbeitsstipendien

Die Autorenarbeitsstipendien sind Förderstipendien, die Thüringer Autorinnen und Autoren ermöglichen sollen, über einen längeren Zeitraum intensiv an einem aktuellen Vorhaben zu arbeiten. Durch die Förderung sollen insbesondere auch junge Schreibende in ihrem künstlerischen Schaffen ermutigt werden. Ein Stipendium beinhaltet eine Förderdauer von zwei bis zu maximal sechs Monaten und eine Förderhöhe von monatlich bis zu 850 Euro.
www.thueringen.de

Bewerbung bis 31. Januar 2012 Heinrich-Heine-Stipendium in Lüneburg

Das Heinrich-Heine-Stipendium wird als Auszeichnung für bisherige Veröffentlichungen und zur Förderung der weiteren schriftstellerischen Arbeit von der Stadt Lüneburg zusammen mit dem Land Niedersachsen vergeben. Deutschsprachige Autorinnen und Autoren können in einem sechs- oder in einem dreimonatigen Aufenthalt ihrer literarischen Arbeit nachgehen. Für die Dauer des Aufenthalts gewährt das Land Niedersachsen ein monatliches Stipendium in Höhe von 1.400 Euro, vorbehaltlich der zur Verfügung stehenden Landesmittel. Einmal im Jahr wird eine Autorin oder ein Autor (vom Literarischen Beirat benannt) als Gast nach Lüneburg eingeladen. Die Ehrengäste werden um eine öffentliche Lesung gebeten und können einen Monat in der Stipendiatenwohnung leben.

Weiteres: www.literaturbuero-lueneburg.de

Kulturreferat der Landeshauptstadt München

Das Kulturreferat der Landeshauptstadt München vergibt biennial sechs Stipendien für AutorInnen sowie Übersetzerinnen und Übersetzer in Höhe von jeweils 6.000 Euro. Zusätzlich wird der Leonhard und Ida Wolf-Gedächtnispreis für Literatur vergeben (ca. 3.000 Euro). Der Jury für die Auswahl der auszuzeichnenden Texte stehen eigene Gremien zur Begutachtung der eingereichten Kinder- und Jugendbuchprojekte sowie der Übersetzungsprojekte zur Seite.

Ausschreibungsbedingungen

Voraussetzungen für die Bewerbung sind, dass die **Autorinnen und Autoren** bzw. Übersetzerinnen und Übersetzer **in München** (S-Bahn-Bereich) **leben** und dass die eingereichten Texte noch unveröffentlicht sind. Es können nur deutschsprachige Texte eingereicht werden.

Weiteres:

www.muenchen.de/Rathaus/kult/kulturfoerderung/stipendien/literaturstipendien/56557/ausschreibung.html

IMPRESSUM

eXperimenta

OnlineMagazin für Literatur und Kunst

www.eXperimenta.de

Herausgegeben vom INKAS - Institut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. Magister-Faust Gasse 37 in 55545 Bad Kreuznach und Dr.-Siegilitz Straße 49 in 55541 Bingen. Telefon Chefredaktion: 0761 2927038
eMail: redaktion@eXperimenta.de

Herausgeber: Rüdiger Heins und Carolina Butto Zarzar

Chefredaktion: Joachim Mols und Luise Hepp

Redaktionsanschrift: eXperimenta c/o Joachim Mols, Merzhauser Straße 10 in 79100 Freiburg www.mols-text.de

Redaktion: Sabine Aha, Martina Berg, Chris Blumen-Pfaff, Carolina Butto Zarzar, Luise Hepp, Christine Hidiringer, Angelika Knipfer, Gabi Kremeskötter, Emmanuel Losch, Joachim Mols, mischa vetere

Auflage: 10.416

Einsendungen: Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:

redaktion@eXperimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung.

Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS Institut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich.

Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de:0131-eXperimenta-2011-102

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Fotografien: Rüdiger Heins, Gerlinde Heep und PuMa

Illustrationen: mischa vetere 2011. Gemälde: Stefan Kubicka Karikatur: Rolf Krieger

The logo for 'eXperimenta' features the word in a lowercase, sans-serif font. The letter 'e' is black, 'X' is red, 'p' is grey, 'e' is green, 'r' is yellow, 'i' is purple, 'm' is dark grey, 'e' is red, and 'n' is black. The 't' is also black.